V 5.

It. sing. 697 ata/12

<36607066520016

<36607066520016

Bayer. Staatsbibliothek

Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Zweiter Band.

Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Band.

I. Deutschland in Frankreich.
II. Meerfahrt.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1838.

Wbtd/69/213

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniß.

I. Deutschland in Frankreich. Briefe an einen deutschen Kleinstädter.

1. Frankreich freit um Deutschland. — Prinzessin Helene. — Die Weltgeschichte in kleinen Städten. — Ludwigslust. — Spöttereien der Franzosen. — Die provinziellen Elemente in Deutschland. — Neueste Bemühungen der Franzosen für ihre Provinz. Guizot. — Der alte Adel im Faubourg St. Germain und die Prinzessin Helene. — Soirée bei Thiers und Gespräche über Helene. — Rückerinnerungen an den Aufenthalt der Prinzessin Helene in Jena. Ein Vers von Goethe im Prinzessinnengarten. — Ein Besuch bei Victor Cousin. Ueber deutsche Literatur und Philosophie. . . . S. 3—23.

2. Der Namenstag Louis-Philipp's. Popularität durch schönes Wetter. Die Marseillaise im Tuilerieengarten. Feuerwerk am Quai der Seine. — Die Kunst Louis-Philipp's. Der Königsmörder Meunier. — Die Farce der Königsmörder in der Epoche der Juliregierung. — Der Place de la Concorde. Das unschuldige Blut in der Geschichte. Bekenntnisse eines Königsmörders von dem Philosophen Ballanche. L'homme sans nom. — Ob die Franzosen die Früchte der Revolution geerntet? — Der Beschwichtigungsmann Guizot. — Die Bezwingung der Revolution durch die Doctrin. — Casimir Périer als Heros des Beschwichtigungssystems. — Der Bürgerkönig und Versailles. — Der Park von Versailles. — Das Nationalmuseum und der Charakter der Juliregierung. — Die Beseitigung der Doctrinairs im neuen Cabinet. Vernichtung der

politischen Interessen in Frankreich. — Der Conseils-präsident Molé. — Ausführungen der Symphonieen Beethoven's im pariser Conservatoire. S. 24—54.

3. Der Frühling und die Mode. — Das französische Landleben. — Bekanntschaft mit der Giraffe im Jardin des Plantes. — Was ist eine Giraffe? — Die Giraffe als Repräsentant des Modernen. — Louis-Philipp vor der Giraffe. — Eine Sitzung im Institut de France. Charles Dupin. Lacretelle. Betrachtungen über Lamartine's Gesicht. Lamartine als Politiker. . . . . . S. 55—75.

4. Der Todestag Napoleon's. Die neufranzösische Kirche im Faubourg St. Martin und ihr Todtenamt für Napoleon. Beschreibung des Tempels der neufranzösischen Kirche. Der Abbé Chatel. Mittheilungen aus der Todtenmesse für Napoleon. Die Predigt des Abbé Chatel über den großen Capitain. Napoleon als Schutzheiliger der neufranzös. Kirche. Vergleich Napoleon's mit Christus. Die ökonomischen Verhältnisse dieser Kirche. Sorgen um die Miethe. Das Publicum der neufranzösischen Kirche. — Die Bestrebungen des Abbé Chatel. Vergleich mit La Mennais. Das religiöse Bedürfniß in Frankreich. Die Erhaltung des Katholizismus bei den Franzosen. — Besuch bei Herrn Mignet. Seine ausführliche Geschichte der Reformation in zehn Bänden. Verschiedene Bedeutung der Reformation für Frankreich und Deutschland. Einfluß der Reformation auf den dritten Stand in Deutschland. — Herrn Mignet's Talent als Geschichtschreiber. Seine Persönlichkeit. Mignet ein Orthodox der französischen Sprache. . . . . S. 76—98.

5. Die Ertheilung der Amnestie. Unzufriedenheit der Doctrinairs. Die Halbheit der von Louis-Philipp ertheilten Amnestie. Ansprüche unserer Zeit auf Amnestie. Amnestie in Deutschland. — Eine Sitzung in der Deputirtenkammer. Die Architektonik des Saales und der Parteien. Der theatralische Eindruck. Dupin als Präsident. Mangel an Disciplin in der Kammer. Mißcredit der gegenwärtigen Deputirtenkammer bei der öffentlichen Meinung. Schöngeistige Charlatanerie in dem heutigen Parlamentskörper. Die dialektischen Zergereien

der Parteinüancen. Abgelebte Dialektik der französischen Parteien. Die Intrigue der Prinzipien. Die Macht des Journalismus in Frankreich. Gegenwärtige Prinziplosigkeit des französischen Volkes. Die Emeute und die Volksgesichter. Volksthümliche Elemente der Zerstörung in Frankreich. — Die Demokratie als Räthsel der Zukunft. Die Persönlichkeit des französischen Nationalcharakters. Die Sprache als demokratisches Organ in Frankreich. Die Sprache in Deutschland als bevorzugtes Organ der Gebildeten. Ueber die Volksthümlichkeit der französischen Sprache. Der nationelle Charakterausdruck in der französischen Sprache. Hindeutung auf eine volksthümliche Entwickelung der deutschen Sprache in der Prosa. Trennung der deutschen und französischen Bildungsinteressen. Veralteter Gegensatz von Conservatismus und Liberalismus. Fortschritte des dritten Standes in Frankreich. Das Ehrgefühl im französischen Volke. Die Bedienung. — Gespräche mit Herrn von Eckstein. Seine Persönlichkeit. Seine Correspondenzartikel in der Allgemeinen Zeitung. — Die Franzosen und die deutsche Theologie. — Neue Wendung für das Christenthum in Frankreich. Der Katholizismus als neue Mode. — Eckstein's Ansichten über das Verhältniß der Franzosen zur deutschen Literatur und Wissenschaft. — Das Talent in Frankreich und Deutschland. — Eckstein's Werk über Indien. S. 99—149.

6. Die Kunstausstellung im Louvre. Die Bilder der deutschen Maler in dem diesjährigen Salon. Vorurtheile gegen die deutsche Malerei. — Eigenthümliche Vorzüge der neuesten französischen Maler. Die Schule von David und Gros überwunden durch Horaze Vernet und Delaroche. — Fleiß und Technik in den französischen Malerschulen. — Die Vortrefflichkeit der Modelle in Paris. Ein alter Italiener als Modellsteher. — Bemerkungen in den Sälen der Ausstellung über die Frage von der Uebervölkerung. . . . . S. 150—158.

7. Ueber H. Heine. — Abschweifungen auf das junge Deutschland. — Selbstbekenntnisse Heine's über sein Schaffen. — Die Philosophie und die Franzosen. — Die Bonmots der Déjazet. . . S. 159—175.

Besuch bei Ballanche. Seine Persönlichkeit. Seine Philosophie und die Franzosen. Die Philosophie der Geschichte im Verhältniß zur politischen Freiheit. Geschichtsphilosophie und das deutsche Naturell. Die allgemeine Geschichtsformel des Herrn Ballanche. Sein theosophischer Katholizismus. — Auszüge aus seiner socialen Palingenesie. . . . . . . S. 176—195.

9. Soiréen bei Thiers. — Eine Aeußerung von Thiers über Ancillon und die Politik des preußischen Hofes. — Die gegenwärtige Rathlosigkeit des Parti-Thiers. — Thiers' Verhältniß zum Tage und seine jetzige Haltung. Seine Persönlichkeit. Thiers der Sündenbock der französischen Politik. Die ungerechten Urtheile über ihn in Deutschland und Frankreich. Ueber Talent, Charakter und Moral in der Politik. — Thiers und Louis-Philipp als Schüler Talleyrand's. Thiers' früheres Verhältniß zum Julikönigthum. Guizot und Thiers und ihre Wahlverwandtschaft mit Louis-Philipp. Thiers als Doctrinair. Thiers als Conseilspräsident und sein Uebergang zum Tiers-Parti. Charakteristik des Tiers-Parti. Dupin. Thiers und die spanische Frage. Vergleich zwischen Thiers und Talleyrand. Der Moralgesichtspunct. — Etwas über moderne Charakterbildung. Dogmatisirende Schelme. — Bekanntschaft mit dem Marquis von Custine. Sein Werk über Spanien. — Hippolyte Carnot. — Börne's Grab. S. 196—215.

II. Meerfahrt. Unterhaltungen auf der Esmeralda.

1. Theodicee auf dem Meere. . . . S. 219—224.
2. Leben, Tod, Schönheit und Gott. . = 225—230.
3. Eine deutsche Geschichte. . . . . = 231—262.
4. Die Liebe. . . . . = 263—274.
5. Trümmer einer Reisephilosophie. . = 275—279.

I.

Deutschland in Frankreich.

Briefe an einen deutschen Kleinstädter.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Paris, den 1. Mai 1837.

— Mein trauter Kleinstädter! Es ist recht gut, daß Sie Ihre Absicht noch nicht ausgeführt haben, Ihr Kleinweltwinkel zu verlassen und hieher nach Paris zu kommen. Denn obwohl Frankreich gegenwärtig um Deutschland freit, ich meine nicht etwa eine Literaturhochzeit beider Völker, sondern einen wirklichen Brautgang um Fleisch und Blut, und zwar um eine Prinzessin aus einer kleinen deutschen Stadt — ich möchte sehen wie Sie sich freuen, Kleinstädter! — so ist doch bis auf diesen Augenblick noch nicht Ihre Epoche hier in Paris gekommen. Bisjetzt wehrt sich noch ganz Paris aus Leibeskräften gegen alles Gute und Schöne, das ihm aus einer kleinen deutschen Stadt kommen soll, und Sie können unter einem Volke, das durch seine Galanterie berühmt ist, gegenwärtig in allen Gesellschaften

und Journalen die beleidigendsten Ausfälle gegen unsere deutsche Kleinstädterwirthschaft und gegen kleinstädtische deutsche Liebe hören. Es wäre also jetzt eine schlimme Zeit für Sie und Sie dürften hier in den Salons nicht anders als mit verstopften Ohren erscheinen, wenn Sie nicht die bittersten Sarkasmen gegen Alles, was Sie bei sich zu Hause und hinter Ihrem Ofen lieb haben, vernehmen wollen. Aber warten Sie nur, bis die schöne Prinzessin Helene selbst hier angelangt ist, dann wird sich plötzlich die ganze Scene in Paris verändern, und die Franzosen, die es jetzt mit Ludwigslust so machen, wie vorzeiten die Juden mit Bethlehem, werden aufhören zu fragen: was kann uns Großes kommen aus Ludwigslust? Helene wird kommen, gesehen werden und siegen! —

Sie haben Recht, mein Freund, mit Ihrer Behauptung, daß es Pflicht und Schuldigkeit der Weltgeschichte sei, sich auch einmal in den kleinen Städten niederzulassen, und ich glaube sogar, daß bald eine historische Nothwendigkeit dafür eintreten wird, da es gegenwärtig in den großen Hauptstädten Europa's fast gar keine Geschichte mehr giebt und man dort mit allen Dingen in der Welt beschäftigt ist, nur nicht damit, Geschichte zu machen. Der Zeitgeist geht jetzt als verlorner Sohn der Weltgeschichte umher; wann

wird er wieder zu seiner Mutter zurückkehren und sich an ihren Busen werfen? Aber geben Sie Acht, wenn Sie jetzt des Morgens, mit Ihren Acten unter dem Arm, durch die kleinen, freundlichen, blumenduftigen Straßen Ihres Städtchens gehen, ob Sie nicht vielleicht unversehens der Weltgeschichte begegnen werden? Da die Geschichte offenbar im Begriff ist sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, so wird sie vielleicht Eremit in Pommern oder Oekonomierath in Mecklenburg werden, wie Sie, mein Freund, und Sie können dann Ihren alten Lieblingswunsch erfüllt sehen, daß Sie mit der Geschichte Arm in Arm durch Ihr ochsenäugiges Stadtthor ziehen, ihr alle Merkwürdigkeiten von Kleinweltwinkel zeigen, am friedfertigen Predigerhäuschen mit ihr vorüberwandeln, auf Ihren idyllischen Taubenschlag mit ihr klettern und mit ihr das Provinzialwochenblatt lesen. Im Ernste, ich glaube mit Ihnen, daß auch die kleinen Städte und selbst die Dörfer noch an die Reihe kommen müssen, *historisch* zu werden, und ist denn nicht vonjeher an kleinen Oertern das Größte geschehen? Christus wurde auf einem Dorfe geboren, und die neue Thronerbin Frankreichs hat das Licht der Welt in Mecklenburg erblickt und verbrachte den größten Theil ihres Lebens in *Ludwigslust*!

Ich muß laut lachen, wenn ich jetzt in den pariser Blättern lese, wie die Franzosen sich gar nicht darüber beruhigen können, daß der höchste geographische und historische Glanzpunct der Prinzessin Helene Ludwigslust heißt. Ludwigslust ist ein ganz kleines Städtchen, das freilich noch nicht einmal im deutschen Conversations-Lexicon steht (letzteres indeß mit Unrecht), und das den ungeographischen Franzosen, die es bisjetzt vergeblich auf ihren Karten gesucht haben, als ein äußerst fabelhafter Punct oder Komma auf dem bewohnten Weltball erscheint. Vornehmlich das Charivari und der Corsaire sind ganz rasend vor Erbitterung, und werfen himmelschreiende Witze aus gegen das alte sowohl wie gegen das junge Mecklenburg, besonders aber gegen das arme Ludwigslust, das doch niemals etwas Böses gethan. Wüßten die Franzosen, was Ludwigslust ist, so würden sie nicht so thöricht wüthen in ihrer Verachtung gegen das kleinstädtische Deutschland. Was Versailles für die Geschichte Frankreichs ist und gewesen ist, das wird Ludwigslust für die Geschichte Mecklenburg-Schwerins sein, versteht sich, sobald dies letztere eine Geschichte bekommt. Ludwigslust hat alle Anlagen zu einem zweiten Versailles und übertrifft dasselbe noch durch die Begünstigungen, welche ihm die über alle klein-

lichen Rücksichten erhabene Mutter Natur verliehen, bei weitem. Ich habe einige schöne Tage in Ludwigslust verlebt, mein Freund, und Sie können sich daher denken, wie mitleidig ich die Achseln zucke über die Angriffe der französischen Journale auf unser Ludwigslust. Unser Ludwigslust, mein Theuerster, ist ein reizendes Städtchen, das ich noch in der Erinnerung gern feiere, in dessen stille zierliche Straßen mit den kleinen holländischen Häusern und den symmetrischen Kettenguirlanden vor der Thür ich mich noch oft versetze. Eine gewisse kühle und kleinliche Vornehmheit weht durch die Straßen, es ist wahr, und verräth den Hofflecken, der in den Geographieen gewöhnlich nur als Marktflecken aufgeführt steht. *) Aber Sie müssen in den Schloßpark spazieren und in dessen Alleen sich das herrliche Bildniß der Prinzessin Helene vergegenwärtigen, die hier oft ihren Fuß setzte, dort auf der Terrasse in Rahel's Briefen las und dort am See ein sinniges Gedicht in ihr perlenbesponnenes Portefeuille eintrug. Dieser Schloßpark von Ludwigslust ist die Musenstätte der gebildetsten Fürstentochter Deutschlands, Helenen's hoher und edler

*) Seitdem ist die Residenz von Ludwigslust nach Schwerin verlegt worden.

Geist hat sich da entfaltet und mit allen Musen und Grazien sich besprochen. In Ludwigslust kann man außerdem Alles haben, besonders was eßbare Gegenstände anbetrifft, und wenn man der Gegenwart hier überdrüßig ist, kann man das Alterthum studiren in dem Friderico-Francisceum, wo eine höchst merkwürdige Sammlung von mecklenburgischen Alterthümern aufgehäuft ist. Auf dem Schlosse ist auch eine Gemälde-Galerie, wo man mit den Bildern sich unterhalten kann, im Fall man zu wenig Menschen in Ludwigslust findet, und wenn Sie schöne Todesgedanken haben wollen, so wallfahrten Sie mit mir nach dem Schweizerhause an das Grab der Herzogin Louise, das von dem Geist anmuthiger Elegieen umschwebt ist. Und in der Nähe finden Sie das Dorf Wöbbelin, da haben Sie schon gleich ein historisches Dorf, wo die Geschichte, als sie Mecklenburg flüchtig anstreifte, dem gefallenen Theodor Körner ein Denkmal gesetzt hat. Was will man denn mehr? —

Sie sehen, auch ich habe Sinn für deutsche Kleinstädte und Dörfer, und ich begreife Ihren Haß gegen die großen Hauptstädte, wie sie heutzutage sind, insofern dieselben auf einem gespannten oder vielmehr abgespannten Fuß mit der Geschichte leben. Die großen Städte sind gegenwärtig nichts Anderes

als die raffinirten und künstlich zurechtgemachten Producte des gesammten Nationalcharakters eines Volkes, das hier den urspünglichen Kern seines Wesens kaum mehr wiedererkennt. Dieser verbirgt und bewegt sich oft noch in seiner Unmittelbarkeit in dem provinziellen Leben, und zuweilen wäre es einer Nationalität allerdings gesund, wenn sie sich noch einmal in ihre eigenen Provinzialelemente zurückbilden könnte, um sich wieder an ihrer Wurzel zu stärken und zu erfrischen. Deutschland verdankt seinen kleinen und mittlern Städten unendlich Vieles, und es wäre längst in sich selber zu Grunde gegangen, wenn Das, was sein Gift ist, diese Kleinstädterei, nicht auch wieder eine Heilkraft in sich trüge, die wenigstens einen Ersatz für die Gesundheit darbietet. Schlägt nicht der deutsche Geist in Blüthe aus an allen Ecken und Enden, soweit nur unser liebes Vaterland reicht, und wird er sich nicht noch auf den kleinsten Puncten, auf die er zurückgedrängt ist, um so mächtiger geltend machen? Die kleinen deutschen Städte sind die elektrischen Verbindungslinien des deutschen Charakters, auf denen er immer in stillen Flämmchen und Feuerzeichen auf- und abwandelt und hier aufblitzt, wenn er dort erloschen. Eine deutsche Bevölkerung wird niemals so leicht zu unterjochen sein, als die eingestaltige fran-

zösische, denn ein Deutscher ist gewohnt, in einer Kammer zu hausen, wenn er aus der Stube herausgeworfen wird, aber in seiner Kammer — nun, was denn? — ja, in seiner Kammer wird er sich alles Mögliche denken! Die kleinen Universitätsstädte in Deutschland haben gerade deshalb, weil sie kleine Städte sind, eine so große geschichtliche Bedeutsamkeit, und können mit ihrem Sonnensystem Intelligenz, in eine unabhängige Diogenestonne gesperrt, noch immer größere erwerben. Manche kluge Franzosen haben in letzter Zeit ebenfalls angefangen, mit der Provinz sich zu beschäftigen und diesem Aschenbrödel von Frankreich zu einer Ebenbürtigkeit mit ihrer stolzen Schwester Paris zu verhelfen. Staatsmänner, wie Guizot, haben an der Decentralisation von Frankreich gearbeitet, um der Spinne Politik, die Alles aussaugt, das Netz zu zerreißen, denn man kann, glaube ich, die Bestrebungen Guizot's zur Pacification des Landes nicht besser charakterisiren, als wenn man sie antipolitische nennt. Diese Bemühung, die Provinz zu einem wesentlicheren Element in der Geschichte von Frankreich zu machen, ist jedoch als eine Abstraction stehen geblieben, und hat weder in Paris noch in der Provinz selbst einen nachhaltigen Anklang gefunden. Die Provinz schnappt nach wie vor nach Paris, wie

die Mücke nach dem Licht, und Paris dreht sich in einem diabolischen Selbstbewußtsein um seine eigene Axe. Der Journalist Fonfrède ist seit einer Reihe von Jahren fast die einzige Celebrität der Provinz gewesen und auch er begab sich endlich nach Paris, um seinen Ruf zu einem hauptstädtischen zu machen.

So wenig aber die Franzosen begreifen mögen, daß in Valenciennes auch nur ein erträglicher Romanschreiber leben könne, ebenso wenig mögen sie sich noch immer dazu verstehen, große Hoffnungen auf Das zu setzen, was ihnen jetzt aus Ludwigslust kommen soll, und man gebärdet sich dabei allgemein so seltsam, wie ich es in meinem Leben noch nicht mitangesehn. Die Notabilitäten des alten Adels im Faubourg St. Germain beweisen sich sehr ungebärdig und namentlich haben es die Herzogin von Broglie und die Prinzessin von Tremouille ausgeschlagen, die Stellen einer Ehrendame bei der künftigen Königin von Frankreich anzunehmen. Jetzt hat sich die Mareschallin von Lobau, ein Name von neuer Celebrität, zu diesem Ehrenposten verstanden, und sie wird nun zu Denen gehören, welche der Prinzessin Helene bis an die Gränze entgegenreisen sollen. Noch schlimmer zeigt sich in ihrem großartigen Bettelstolz die Gazette de France, die freilich

bei dieser Gelegenheit beweisen muß, daß sie der Ehrenwächter Frankreichs ist, der für den Ruhm der Dynastie und der alten Ahnen ficht, und während das Journal des Débats der Braut des Herzogs von Orleans die Bezeichnung „Königliche Hoheit" giebt, nennt die erbitterte Gazette sie schlechtweg nur das Fräulein von Schwerin (**Mademoiselle de Schwerin**). Wenn sich aber das allgemeinere öffentliche Urtheil noch etwas verstimmt zeigt bei diesen bräutlichen Wirren der Julíregierung, so hat Louis-Philipp selber durch das Apanagegesetz für seine Söhne den größten Anstoß dazu gegeben. Die Verhandlungen darüber in der Kammer und in den Journalen haben dem Bürgerkönig selbst außerordentlich in den Augen der Bevölkerung geschadet; denn besonders dem gemeinen Franzosen ist Geiz ungemein verhaßt und Uneigennützigkeit gilt ihm als die erste königliche Tugend. Man hebt hier überall den großen Reichthum Louis-Philipp's hervor und verargt es ihm, daß ein so reicher Mann so Viel für die Aussteuer seiner Söhne gefordert. In diese schlimme Krise sind nun auch die Unterhandlungen über den Brautschatz der Prinzessin Helene hineingezogen worden. Das Apanagegesetz für den Herzog von Orleans wurde indeß, wie bekannt, glücklich in der Kammer votirt, und das Charivari hat ausgerechnet,

daß, wenn die 3 Millionen, welche das Land bei Gelegenheit dieser Heirath zahlen müsse, in Fünffrankstücken auseinandergelegt würden, man damit das ganze Großherzogthum „**Mechant-Bourg-Serin**“ zehnmal würde pflastern können. Alle diese schnöden Stimmen werden schweigen und einer allgemeinen Begeisterung Raum geben, wenn nur erst das junge Ludwigslust sich in Frankreich befindet und Helene Französin geworden ist. Dann aber wird bei Ihnen in Mecklenburg der Schloßgärtner von Ludwigslust, der aus alter Anhänglichkeit noch den Namen Helene auf einem Blumenbeet pflanzt, mit langer Nase abziehen müssen, als wäre er ein Hochverräther.

Neulich war ich in einer Soirée bei Herrn Thiers, wo fast den ganzen Abend nur von der schönen Prinzessin Helene die Rede war und Jeder fragt mich, ob sie denn auch wirklich schön sei, sodaß ich mir durch meine Erzählungen gegenwärtig eine große Wichtigkeit in den pariser Salons erwerben könnte, — denken Sie sich, Kleinstädter! Manche sind der Meinung, Helene sei rothhaarig, Andere haben gehört, sie hinke, und ein dritter Franzose behauptet mir gerade ins Gesicht, sie habe einen unförmlich gestalteten Vorderzahn im Munde. Stellen Sie sich vor, mein Herzensfreund, mit welchen Schwierigkeiten ich hier als Deutscher zu kämpfen

habe, um die tadellose Liebenswürdigkeit einer deutschen Prinzessin zu verfechten. Indeß ist man der neuen Thronerbin in dem Zirkel des Herrn Thiers im Ganzen sehr günstig, während man dagegen in den Soiréen des Faubourg St. Germain auf jede Weise seine Abneigung gegen diese **petite et protestante princesse** ausmalt. Thiers ist auch gewissermaßen der diplomatische Altarzeuge dieser Heirath gewesen, da noch unter seinem Ministerium die Unterhandlungen darüber zwischen Frankreich und dem König von Preußen, der diese Angelegenheit mit besonderer Vorliebe betrieben, angeknüpft wurden. An der Kaminseite neben Madame Thiers saß Herr Victor Cousin, der mir in den Salons immer eine komische Erscheinung ist, indem seine sonst etwas bärenhafte Gestaltung in den seidenen Strümpfen und Schuhen, durch die er sich gesellschaftlich fashionable macht, gar zu wunderlich dahingleitet. Herr Cousin behauptete in dieser Soirée, es werde wenigstens hinsichtlich der Etiquette immer fühlbar werden und als Verlegenheit erscheinen, daß die Prinzessin protestantisch sei. Auch dies wollte Thiers, der mit seinen Händen in den Seitentaschen unerschütterlich jedem Argument gegenübersteht, nicht gelten lassen, und meinte, dieser Anstoß werde bald so spurlos verschwinden, daß es nach wenigen Mo-

naten Niemanden in Frankreich mehr einfallen würde, an den protestantischen Glauben der Prinzessin zu denken. Und er kann Recht haben, denn Thiers, dieser personificirte Zeitteufel, hat in vielen Stücken Recht, und vielleicht selbst da, wo er nicht recht thut. Ich werde Ihnen später noch Mehreres über Thiers schreiben, in dem ich den Charakter der ganzen französischen Politik, diese ganze dialektische Koboldsphilosophie, in einem so frappanten Spiegelbild ausgedrückt finde, wie bei keinem andern Franzosen, seinen Lehrer und Meister Talleyrand natürlich ausgenommen, diesen alten Hexenmeister der Politik, welcher der ewige Jude von Frankreich zu sein scheint. Kommt es Ihnen aber nicht spaßhaft vor, daß die Franzosen, die nämlichen, welche die Aufhebung der Staatsreligion feierlich erklärt haben, sich jetzt so viel Sorgen über den protestantischen Glauben einer Prinzessin machen? —

Ich sah die künftige Erbin des Throns der Franzosen vor einigen Jahren sehr häufig in einer kleinen deutschen Stadt, wo sie Botanik und Philosophie studirte, schöne Spaziergänge über die Berge machte, Gespräche über die neueste Literatur liebte, zur Abwechselung einem Maler zu ihrem Bilde saß, das leider ziemlich mittelmäßig ausfiel, und sich bei Gelegenheit auch einen jungen deutschen Literaten vor-

stellen ließ, der sich gerade dort aufhielt. Diese kleine Stadt war eine kleine deutsche Universitätsstadt, das bergumkränzte Jena, das sich mit seinem unscheinbaren und dürftigen Häuserhaufen an den malerischen Ufern der Saale hingelagert hat und ein herrliches, trauliches, gemüthvolles und geistig bewegtes Leben hinter grauen Mauern verbirgt. Es war damals in Jena allgemein Mode geworden unter den Frauen, Botanik zu studiren, und man konnte keiner Jenenserin auf der Straße begegnen, die nicht irgend eine Pflanze in der Hand getragen oder tiefsinnig vor sich hin gebückt einen lateinischen Namen auf den Lippen bewegt hätte. Ich muß annehmen, daß mich das Schicksal zum künftigen Geschichtschreiber dieser wichtigen Begebenheiten auserwählt, indem es mich als Augenzeugen daran theilhaben ließ, und schon damals mußte ich mir sagen, daß diese Prinzessin, die selbst deutsche Professorenköpfe und jenensische Mädchen in eine aufregende Begeisterung versetzte, noch zu großen Dingen in der Welt berufen sein würde! Und sie zählte damals erst neunzehn Jahre! Es war aber zu dieser Zeit noch um zwei Verse von Goethe eine große Bewegung in allen Köpfen und Gemüthern von Jena entstanden, und was nur dort zur guten Gesellschaft gehörte, war einige Tage lang außer sich. Es giebt nämlich in Jena einen recht

anmuthigen Garten, welcher der Prinzessinnengarten heißt, in dem sich ein kleines Monument mit einer Inschrift befindet, die von Goethe ist und auch sogleich an seinen Geist wie an seine Manier unverkennbar erinnert.

„Zierlich denken, süß erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern.“ —

Diesen auf den ersten Anblick vielleicht etwas hieroglyphischen Versen begegnete damals Helene auf einem Spaziergang durch den Prinzessinnengarten und griff sie in ihrer sinnig lebhaften Weise sogleich für das Gespräch und für die anmuthig grübelnde Dialektik auf. Diese goethe'schen Zeilen hatten bisher hinter den dunkeln Gartengebüschen so gut wie geschlummert und in ganz Jena war Niemand gewesen, der diese träumenden Kinder der Weisheit aus ihrem Versteck hervorgezogen hätte. Nun ging es plötzlich an ein Deuten, Auslegen, Streiten, Zweifeln und Verzweifeln darüber, denn es gab unversehens einige Freigeister, die auf die schreckliche Idee kamen, daß jene Verse baarer Unsinn wären. Und doch ging das wieder nicht, denn sie waren ja von Goethe und man befand sich noch dazu hier auf großherzoglich weimarischem Gebiet. Jemehr man über dies zierliche Denken nachzudenken anfing, um so heilloser verwickelten sich Herren sowohl wie Da=

men in ihrem nichts weniger als zierlich ausfallenden Denken, und man begriff den Spruch nicht, weil man die Sache selbst, das Leben im tiefsten Innern, nicht begriff. Aber die Prinzessin Helene begriff und erklärte ihn, und wenn man sie reden hörte, verstand man was zierlich Denken heißt, man sah in ihren eigenen Augen, was süß erinnern ist, und man fühlte das Leben in seinem tiefsten Innern. Der alte Goethe wird doch noch auf großherzoglich weimarischem Gebiet verstanden werden können! —

Sie irren sich aber sehr, Kleinstädter, wenn Sie glauben, daß die Prinzessin Helene, die Braut des Herzogs von Orleans, eine Kleinstädterin ist! Sie besitzt vielmehr, trotz Jena und Ludwigslust, die großweltlichste Bildung, sie hat einen umfassenden Weltsinn, und ist zum Herrschen über große Verhältnisse geboren. Ihr schlanker und königlicher Wuchs drückt etwas Stolzes aus, aber es ist der Stolz einer edeln und alles Gemeine besiegenden Seele. Sie hat blaue Augen, dunkelblondes Haar und ein anmuthiges Profil, die Franzosen mögen sagen, was sie wollen! Sie spricht das Französische vortrefflich und dies stellt ihr in einem Lande, wo die Sprache Alles ist, schon von vorn herein ein günstiges Horoscop, und wenn noch die leiseste Spur von einem deutschen Accent hörbar sein sollte, wofür

der Franzose ein so scharfes und unerbittliches Ohr hat, so wird vielleicht durch sie dieser deutsche Accent in Paris mehr zu Ehren kommen, als es bisher der Fall gewesen. Sie wird bei ihrem hiesigen Erscheinen gewiß vielfach mit ihren sinnreichen Einfällen debutiren, die sie immer mit einer gewissen piquanten Absichtlichkeit heraussagt, und wovon dann die Zeitungen voll sein werden. Nur über ihren Einfluß auf die Anerkennung deutscher Literatur in Frankreich muß man die Achsel zucken, wenn man manchen armen Teufel von Deutschen, der hier für 30 Sous die Sprache Thuiskon's an die Gallier verkauft, darüber in schönen Phrasen ausbrechen hört. Sie wissen, daß ich die deutsche Literatur in Frankreich für ein fabelhaftes Geschöpf halte, das gar nicht existirt und von dessen Leben nur wir Deutsche selbst in unserm lächerlichen Schnappen nach dem Auslande einen so großen Lärm erhoben haben. Wenn Sie hieher kommen, so werden Sie sich überzeugen, daß die deutsche Literatur hier nur die zweideutigsten Lebenszeichen von sich giebt und daß sie noch keineswegs Mode geworden, weil in der guten Gesellschaft auch nicht die geringste Sympathie für sie vorhanden ist. Die englische Sprache und Literatur gehört hier gegenwärtig zum guten Ton, aber die deutsche wird es schwerlich jemals dahin bringen, in Paris fashio-

nable zu werden, ebenso wenig als die hier lebenden Deutschen selbst. Die Prinzessin Helene wird daher auch nichts Eifrigeres hier zu thun haben, als ganz und gar Französin zu werden, und wenn ihr der deutsche Vetter Michel in Paris begegnet, wird sie zu ihm sagen: **Monsieur, parlons bas! — Pauvre garçon, que je te plains!**

— Ich will Ihnen zum Schluß noch etwas über Victor Cousin schreiben, da wir hier einmal auf die Vermählungspräliminarien zwischen Frankreich und Deutschland zu reden gekommen, und Cousin ein alter Ehestandscandidat der deutschen Wissenschaft ist. Dieser unglückliche Liebhaber haust in der finstern Sorbonne und ich fand ihn in einem kleinen Kabinet sitzen, das täuschend einem Käfig glich, worin man zum Spaß eine Nachteule gefangen hält: ein passendes Bild der Weisheit, um die es sich Cousin in seiner Philosophie so ernstlich hat angelegen sein lassen. Er ist eine dunkle und hagere Gestalt, und nahm mich für seine Weise wohlwollend genug auf, aber er hat eine seltsame Art das Französische mit den ihn besuchenden Deutschen zu sprechen. Um dem schwerfälligen Ohr des Ausländers sehr deutlich zu werden, bemüht er sich gewaltig zu schreien und zu gleicher Zeit feierlich, langsam und gemessen zu reden, so daß man mit einem grollenden

Donnerwetter, das in eine Schlafmütze einschlägt, zu thun zu haben glaubt. Durch diese Manier, mit Deutschen zu reden, zeigt dann Herr Cousin, daß er selbst in Deutschland gewesen und das deutsche Naturell zu behandeln versteht. Er erkundigte sich bei mir lebhaft nach der berliner Universität, und nach den Schicksalen der hegel'schen Philosophen-schule, auf die er gegenwärtig sehr ergrimmt zu sein scheint, weil sein eigener Eklekticismus, oder vielmehr die Brosamen, die er in Berlin von den Tischen der Reichen gesammelt und wovon er in Frankreich eine ganz neue Pastete der Philosophie gebakken, von den Berlinern nicht anders als verhöhnt worden. Cousin hatte auch schon von der neuen pietistischen Nüance der hegel'schen Philosophie gehört, konnte aber unmöglich den Namen Göschel über seine Zunge bringen, den auszusprechen er mehrmals ansetzte, immer wieder stolperte und endlich, alle seine Germanomanie bei Seite lassend, von dem unmöglichen Beginnen abstand. C'est Mr. Göschel, fiel ich endlich ein, qui a tâché de reconcilier le hegelianisme avec la bible et la tradition. — Qu'est-ce que cela signifie, Mr. le Docteur? fragte mich Victor Cousin, denn er beweist seine Kenntniß von Deutschland auch darin, daß er beim Titel nennt, was einem andern Franzosen, der nicht

in Deutschland gewesen und nicht deutschgelehrt ist, natürlich nicht einfallen kann. — **Cela signifie quelque chose de triste et bien ridicule, Monsieur Cousin!** antwortete ich ihm schlechtweg, denn mir fiel in der Geschwindigkeit nicht gleich sein Titel bei. — **Oui, oui, Monsieur Cousin**, fuhr ich fort, **on s'occupe vraiment de telles absurdités en Allemagne!** — Aber Cousin wollte das ganze Unternehmen der göschel'schen Speculation nicht recht begreifen, und schüttelte den Kopf auf eine Weise dazu, daß mir dadurch klar wurde, der eigentliche Mittelpunct des deutschen Philosophirens sei ihm fremd geblieben, denn nur wer den Sinn verstanden hat, kann auch den Unsinn fassen. Ich erzählte ihm darauf von dem Buche des Professors Gans: „Rückblicke auf Personen und Zustände," welches beweise, wie heimisch die Deutschen in neuester Zeit in Paris geworden und wie sie mit einer glänzenden Leichtigkeit, die von den Franzosen als ebenbürtig anerkannt zu werden verdiene, ihre Ansichten von Frankreich hinstellten. Victor Cousin aber meinte, daß Herr Gans Paris noch lange nicht kenne, das gehe nicht so schnell und lasse sich nicht auf einigen Promenaden durch die Salons und über die Boulevards erwerben. —

Da haben Sie auch noch meinen Besuch bei

Cousin, von dem es mir leid thut, daß er etwas ironisch ausgefallen zu sein scheint, weil es schon gar zu häufig vorgekommen, daß man sich über diesen Mann lustig gemacht. Ich muß jetzt nach den Tuilerieen und den Champs-Elisées eilen, denn heut ist der Namenstag Louis-Philipp's, man bereitet große Festlichkeiten und fürchtet Unruhen. Ein unendliches Getümmel wogt und drängt über die Straßen. Ich werde Ihnen morgen schreiben, was es gegeben hat. —

2.

Paris, den 2. Mai 1837.

— Werden Sie es glauben? Während noch vor wenigen Stunden und Tagen aller Anschein der öffentlichen Meinung gegen Louis-Philipp gekehrt war, hat er durch einen einzigen Tag, durch seinen gestrigen Namenstag, unerwartet wieder an neuer Sympathie gewonnen bei den Franzosen. Und wissen Sie wodurch? Weil an seinem Namenstage schönes Wetter war. Es war gestern in der That der erste wahrhaft schöne Lenztag in diesem kalten regnerischen Frühjahr, von welchem alle Welt nicht weniger hat ausstehen müssen als von den langweiligen Nebelgespenstern der gegenwärtigen Tagespolitik. Fast einen ganzen Monat hintereinander hat es hier in Paris geregnet, auch heut macht der Himmel schon wieder ein trauriges Aschermittwochsgesicht, aber gestern, am Tage des Bürger-

königs, spannte er sich lächelnd und ätherklar mit einer wahren Maisonne über die pariser Bevölkerung aus. Schon am frühen Morgen blitzte die Sonne mit siegerischem Stolz aus den Wolken hervor und verbreitete eine ungewöhnliche Wärme, wie wir sie seit lange hier nicht empfanden. Ich fühlte mich wohl, segnete den Tag Louis-Philipp's, bestellte den Garçon ab, der mir eine neue Lieferung Holz zum Einheizen bringen wollte, und als ich in den Tuilerieen anlangte, sah ich, daß an diesem einen Tage die Bäume merklich ein dichteres und volleres Grün angesetzt hatten. Das Volk war schon von Mittag an in ungeheuerer Masse auf den Beinen, und strömte die Quais entlang durch den Tuilerieengarten in die Champs-Elisées hinein, wo es Tanzorchester gab, Kletterstangen mit ausgesetzten Preisen, zwei Pantomimentheater mit Militairgefechten, Türkenkriegen, Wildentänzen und sonstigen Kämpfen aus der neueren Geschichte, in denen aber die Franzosen jederzeit Sieger blieben; dann Gaukler, wilde Männer und Frauen, Herkulesse, Künstler, Boutiquen und Gelage aller Art.

Wäre wieder schlechtes Wetter gewesen, so hätten die Franzosen, die alles Unangenehme jedesmal dem König und dem Ministerium aufbürden, es ohne Zweifel dem Louis-Philipp in die Schuhe ge-

schoben und so gethan, als sei seine Regierung Schuld daran; in diesem Betracht ist das französische Volk wie die Kinder und wird es bleiben. Nun aber, da der Sonnenschein selbst so glänzend das Fest verherrlichte, der Sonnenschein, für den die Franzosen so empfänglich sind, mußte davon auch auf Louis-Philipp ein Wiederstrahl zurückfallen, er mußte in diesem günstigen Lichte seines Namenstages einigermaßen wieder an Popularität gewinnen. In einem Lande wie Frankreich kommt Alles auf die Beleuchtung und die Perspective an, und eine ganze Lebensrichtung kann hier durch ein Sonnenstäubchen mehr oder weniger in ihr Gegentheil umgeschlagen erscheinen.

Die Sonne sah auch wirklich so heiter drein, daß man sich nicht erwehren konnte, auf gute, versöhnliche und himmelblaue Gedanken zu kommen, was mir, wie Sie wissen, häufig bei ihrem Schein begegnet, und wann sie untergegangen ist, wird man wieder melancholisch. Ich wundere mich freilich auch oft über den unbegreiflichen Leichtsinn der Sonne, daß sie manchen Tag mit so lustigen Strahlen aufgehen kann und über dies graue Gewühl und Zeitgetümmel, das andern Leuten so viel Herzweh verursacht, einen spielenden und tändelnden Schimmer ausbreitet, als sei Alles gut! So ging auch am

Louis-Philipp's-Tage die Sonne auf, als sei Alles gut, trotzdem, daß in der Mehrzahl der pariser Journale geschrieben stand, es sei Alles schlecht. Und nachdem die Sonne wieder untergegangen war, gab es im großen Carré des Tuilerieengartens ein Concert, und als ich Louis-Philipp, von seinen Hofleuten und Generälen umgeben, oben auf dem Balcon stehen sah, auf den er dankend hinausgetreten war, glaubte ich meinen Ohren kaum zu trauen, da ich unten, einige Schritte von mir, von dem aufgestellten Orchester wirklich die Marseillaise spielen hörte! Ja, liebster Kleinstädter, die Marseillaise, die sich Louis-Philipp an seinem Ehrentage vorspielen ließ, und welche man ohne seine ausdrückliche Bestellung gewiß nicht aufgeführt hätte! Diese sonst ins Blut stechende Melodie ging aber diesmal ganz eindruckslos vorüber und fand unter den versammelten Volkshaufen auch nicht den geringsten Anklang, sowie man vor einem alten Heiligenbilde keine Anbetung mehr fühlt, das ein Wucherer zum Verkauf ausstellt, während man es nur damals anbetete, als es noch in seiner geweihten Nische die ihm naturgemäße Stelle behauptete. Der Anblick des Tuilerieengartens aber, der inzwischen malerisch erleuchtet worden, gewährte ein wahrhaft erhabenes Schauspiel, und nachdem die Marseillaise fertig war, wen-

dete sich das Volk wie mechanisch zu den Feuerwerken, deren zwei an diesem Abend abgebrannt werden sollten. Das eine war auf dem Quai d'Orsay bestellt und das andere fand an der Barrière du Trône statt, wo man der dort wohnenden unruhigen und aufgeregten Bevölkerung, namentlich aber dem jetzt gänzlich verarmten Stadtviertel des Faubourg St. Antoine, ein besonderes Vergnügen bereitet hatte, um es dadurch abzuleiten und von den Tuilerieen zurückzuhalten. Ich sah das Feuerwerk am Quai d'Orsay, die bald in Nacht, bald in Gluth getauchte Seine, die in heller Lohe aufgehende Landschaft, das brennende Hotel der Invaliden, die mit Feuer übergossene leuchtende Deputirtenkammer und das Tuilerieenschloß, das hinten im Wiederschein aller dieser tausend Raketen, Schwärmer und Feuerräder flammte; und dann folgte ich wieder der wogenden Menge, die von neuem in die elysäischen Felder zurückströmte und in den feenhaften Lichterreihen sich hintummelte bis zum Arc de Triomphe, der sich wie ein majestätisches Nachtbild mit Napoleon's Großthaten dagegen abzeichnete. Alles ging ruhig den ganzen Tag bis in die späte Nacht, nirgends äußerte sich auch nur ein zweideutiger Laut unter den Volksmassen, nicht einmal ein heftiges Gedränge entstand irgendwo, man konnte mitten im Tumult über Louis-

Philipp und die Juliregierung nachdenken, ohne dabei weder von der Linken noch von der Rechten Rippenstöße zu bekommen.

Was hilft aber alles Nachdenken über Louis-Philipp und die Juliregierung? Die größten Weisen unserer Zeiten müssen über dies Thema zu Schanden werden, denn es ist ein Chamäleon, dessen Farbe und Bedeutung man nie erkennen kann! Louis-Philipp selbst ist der einzige Mann in Frankreich, der aus der Julirevolution klug geworden zu sein scheint, er allein weiß genau was er will, und das ist vielleicht der Grund, weshalb es die Uebrigen nicht wissen. Das ganze dialektische Gespinnst der neuesten Geschichte ist in Louis-Philipp zur Person geworden, und darum schlägt unter dieser Regierung jedes Ding, jede Meinung, jedes Ereigniß in sein Gegentheil um. Der König versteht sogar aus Unglück Glück zu machen und aus Mordattentaten sich ein neues Leben zu bereiten. Durch die rührende Begnadigung des Königsmörders Meunier hat er letzthin sogar in das sentimentale Genre hinübergespielt. Meunier war nur ein armseliger Dilettant, und in seinen Antworten und Aeußerungen, die er vor dem Pairshofe abgab, benahm er sich wie ein Schulknabe, der kein Talent hat. Die Franzosen hatten ihn schon vor Beginn seines langweiligen

Processes durch ein Bonmot beseitigt, welches hier immer die wirksamste Hinrichtung ist. Man sagte nämlich, daß derjenige zu bedauern sei, der auf Meunier folgen würde, weil er bei der Hinrichtung auf demselben Blutgerüste die Gefahr einer Ansteckung liefe; denn Meunier litt an Aussatz und Epilepsie. Louis-Philipp aber, um seinen künftigen Mörder nicht zum Voraus abzuschrecken, hat diese Ansteckung zu verhüten gesucht, indem er den Meunier zur Deportation begnadigte: das Klügste, was er wohl überhaupt thun konnte, da sich diese Attentate so volksthümlich ausbeuten ließen. Unsere Geschichtsperiode ist die Periode der welthistorischen Burleske. Was sonst Tragödie war unter den Völkern und tragisch nachwirkte im Herzen des ganzen Universums, das nimmt heutzutage so leicht einen niedrigkomischen Charakter an und zerfließt in das Possirliche. In den Geschichten aller Völker erscheint der Königsmörder als eine hochtragische Gestalt, den Eumeniden ist sein entsetzliches Haupt verfallen und die Erde selbst scheint unter seinen Gespenstertritten zu weichen. Im Volksbewußtsein lebte eine unheimliche Scheu vor dem Königsmörder und man wandte sich vor ihm zurück, um von den Flüchen des Schicksals, die ihn umwehten, nicht berührt zu werden. Trägt schon jeder gewöhnliche Mörder das Kains-

zeichen an seiner Stirn, so schien doch der Himmel dem Königsmörder noch einen besonderen Stempel des Vorwurfs aufgedrückt zu haben, vor dem das ganze Menschengeschlecht erschrak. Unter Louis-Philipp aber hat diese fluchbeladene Figur der Geschichte zum Theil einen wahrhaft burlesken Anstrich bekommen, das pariser Volk macht Witze und Bonmots, die Journale Carikaturen dazu, und man spricht hier von einem neuen Königsmörder wie von einem neuen Schauspieler oder Sänger, der entweder Furore oder Fiasco macht. Die große Menge dieser Personen in der letzten Zeit hat ihr Handwerk so sehr heruntergebracht, und durch die schonerwähnte Dialektik der Louis-Philipp's-Periode ist der alte Fluch des Königsmörders jetzt in den entgegengesetzten umgeschlagen, daß dabei gar keine geschichtliche oder sonst eine Bedeutung mehr herauskommt, wenn ein solcher Attentatmacher auf die Bühne tritt. Hat er eine angemessene Persönlichkeit oder andere Talente und Eigenschaften, die ihn über das Gewöhnliche hinausheben, so gewährt sein Prozeß und sein Tod wenigstens ein theatralisches Schauspiel und ein Königsmörder kann es jetzt, wenn auch nicht mehr zum tragischen Entsetzen, doch dahin bringen, daß er als Galanteriesache verarbeitet und auf modischen Schnupftabaksdosen abgebildet wird; und es

fehlte bloß noch, Fieschi's Bild von den pariser Damen als Regardez-Moi getragen zu sehn. Ist aber ein solcher Regicide talentlos, unbedeutend und armselig, wie Meunier, so bleiben die Tribunen des Pairshofes leer, und man giebt sich nicht einmal mehr die Mühe, ihn zu tödten, sondern er wird zur Strafe, daß er in das Königsmörderhandwerk hineingepfuscht hat, begnadigt. Hier tritt das Burleske in dem vergeblichen Bemühen, es zur Tragik oder auch nur zu einem Henkertod zu bringen, vielleicht am grellsten hervor. Und doch umschwebt noch heut den schönsten und prächtigsten Platz von Paris das Gedächtniß eines Königsmordes, welcher der grausamste Act der neuern Geschichte und der Culminationspunct der modernen Geschichtstragödie ist: eines Königsmordes, dessen Erinnerungen noch zuweilen umgehn in dem verhängnißvollen Getümmel der Stadt und aus der Vergangenheit schwarze Schatten zurückwerfen auf ein ganzes Volk. Ich wüßte keinen Platz in der Welt, von dem man eine schönere Aussicht genösse, wenn man ihn von der Höhe eines Blutgerüstes übersieht, als den Platz Ludwig's XV., welches eigentlich der Platz Ludwig's XVI. ist, denn hier fiel das Haupt dieses Königs, der hingerichtet wurde, nicht um seine Verbrechen, sondern weil er ein König war, und der, das Opferlamm der Revo-

lution, die Sünden der ganzen französischen Geschichte auf seine Schulter nehmen mußte, um damit in den Tod zu gehn. Die Franzosen haben diesen Platz später umgetauft und nennen ihn Place de la Concorde, um an gar keinen Ludwig mehr an dieser Stätte zu erinnern, aber wenn man in der Mitte dieses großartigen und zugleich zierlich umgränzten Raumes steht, wenn man die Augen bald zu den elysäischen Feldern hinüberschweifen läßt und dort auf der Straße von Neuilly die stattlichen Wagen und Reiter in ihrem Lauf verfolgt, bald wieder mit seinen Blicken nachdenklich auf der Säulenhalle der Deputirtenkammer ruht, die ihr erhabenes Portal uns entgegenbreitet, bald die Tuilerieen sucht, deren unermeßliche Häuserreihe sich halb zeigt, halb verbirgt: dann vermag man, im Mittelpunct des französischen Lebens sich befindend, unter so vielen historischen Mahnungen der Vergangenheit und Gegenwart, auch des Gedankens sich nicht zu erwehren, daß die Geschichte diese Stelle, wo man steht, mit heißem Blut getränkt hat, mit dem Blut der Unschuld. Selbst wenn der heiterste Sonnenschein über dem Concordeplatz liegt, glaubt man zuweilen in seinen dampfenden Strahlen jenes Wehen zu spüren, das wie ein unablässiger Geist der Erinnerung diesen Platz umdüstert, und nachher muß man

lächeln über seine eigene Phantasie, wenn man sich wieder fortgerissen sieht von dem glänzenden und leichtsinnig frohen Treiben, das hier zu Fuß und zu Roß und in allen Aufzügen und Kostümen des lebendigen Lebens sich vorüberbewegt. Die Gegenwart ist leichtsinnig und muß es sein, denn wie könnte man ohne Leichtsinn leben? — und nichts kommt dabei heraus, wenn man traurig wird über das unschuldige Blut, das die Geschichte vergossen. Die Geschichte ist begierig nach unschuldigem Blut und sie stillt ihren Vampyrdurst an der Brust der Könige wie der Bettler. Man muß die Geschichte mit Eisen und Feuer, aber nicht mit Thränen schreiben, denn sie läßt keinen versöhnlichen Gesichtspunct zu. Auf dem Platz, wo den guten und unschuldigen Ludwig die Guillotine, dies Nationalbarbiermesser, getroffen, hatten die Franzosen ihm schon längst ein versöhnendes Monument aufrichten wollen, aber es kam nie zu Stande und seit der Julirevolution hat man, mit zu vielen andern Dingen beschäftigt, nicht mehr daran gedacht. Die Juliregierung hat bloß den Obelisk von Luxor hiehergestellt, dessen Hieroglyphen an alte längstverstorbene Könige Aegyptens erinnern, an Rhamses und Sesostris, aber an keinen Ludwig. Dem letzteren hat eine große Seele in Frankreich Elegieen gewidmet, die erhabener und

großartiger tönen als alles Erz der Monumente, und zwar in Bekenntnissen eines Königsmörders, worin alles Hochtragische und Gespensterhafte, das in diese Sphäre des menschlichen Bewußtseins fällt, mit dem Griffel eines Meisters abgebildet ist. Diese Darstellungen werden Ihnen vielleicht noch nicht bekannt sein, da sie selbst in Frankreich nur den allerkleinsten Leserkreis zählen und niemals in die eigentliche große Welt von Paris hinausgetreten sind aus ihrer gedankenstillen Klause. Denn sie sind von dem Philosophen Ballanche, dessen tiefsinnige Weisheit hier in Paris wie ein verlassener Eremit umhergeht, aber freilich wie ein stolzer Eremit, denn sie ist ein ächtes Kind des Himmels und hat außerdem noch ein carlistisches Herz. Ich werde Ihnen später noch Manches über Ballanche schreiben; heut mache ich Sie nur auf seine Psychologie eines Königsmörders aufmerksam, die er in seiner Schrift: **l'homme sans nom** geliefert hat, denn der religiös-politischen Keuschheit seiner Vorstellung erscheint dieser Verbrecher als der namenlose und unnennbare Mensch, den mit dem rechten Wort zu bezeichnen selbst die Sprache Scheu trägt. Es ist ein Mitglied des Nationalconvents, dessen Reue, Buße und Seelengeständnisse Ballanche an uns vorübergehen läßt und in dem sich die Schuld der gan-

zen Nation als individuelles Gewissen zusammenfaßt, das die Anklage des Königsmordes mit lautem Jammer erhebt. Ballanche ist zwar geneigt, das französische Volk von einer immerwährenden Buße für diese historische Schuld freizusprechen, aber er verfolgt im Individuum, das daran sein Theil hat, die Qual und Rache des sündhaften Bewußtseins bis auf die leiseste Zuckung, die sich in das menschliche Herz versteckt. Er macht sich hier zugleich zum Beichtvater und zum Richter des Königsmordes und spricht dabei als Apologet das gefallene Opfer selig, indem er den Heiligenschein aufzeigt, der das blutige Haupt Ludwig's XVI. umschwebte. Der elegische Nimbus, in den diese ganze Darstellung getaucht ist, hat etwas Ergreifendes, es tönt sich in diesen Zeilen eine historische Wehmuth aus, die aus einem religiösen Standpunct der modernen Geschichtsbetrachtung hervorgeht. Ich hatte nicht geglaubt, daß ein Franzose des neunzehnten Jahrhunderts dergleichen schreiben könnte! Auf eine seltsame Art aber ließen sich diese Elegieen persifliren, wenn man sie einem verunglückten Königsmörder aus der Periode Louis-Philipp's in den Mund legen wollte! Da würde statt eines großen Pathos der menschlichen Leidenschaft überall die Frivolität einer schaalen politischen Komödie sich offenbaren. —

Wenn man auf dem Place de la Concorde steht, und diese Dinge sich unwillkürlich durch das Gedächtniß schieben, muß man auch lächeln über den Namen, mit dem die Franzosen in einem etwas flatterhaften Versöhnungseifer diese bluttriefendste Stelle der Revolution umgetauft haben! Welch eine himmelschreiende Gutmüthigkeit, diese Stelle zu einem Platz der Eintracht zu stempeln, der Eintracht und der Einigkeit, zu der das französische Volk wenigstens durch den Tod Ludwig's **XVI.** gewiß nicht gelangte, und deren es sich selbst seit der Zeit, wo die Charte eine Wahrheit ist, noch nicht rühmen kann und auch niemals zu rühmen haben wird! Oder wären Sie etwa geneigt, mit Herrn Guizot anzunehmen, daß die Franzosen jetzt wirklich die Resultate und Früchte der Revolution geerntet hätten, und daß diese Resultate in der That da wären, zum Glück und Heil der Nation, die sich ihrer nur zu bemächtigen brauche? Der große Beschwichtigungsmann Guizot hat dies neulich in der Kammer behauptet, und die doctrinaire Beschwichtigung ist die ätzende Weisheit der heutigen politischen Epoche, nach der Revolution die größte Zuchtruthe der Menschheit. Die Bezwingung der Revolution durch die Doctrin hat sich gewiß von viel nachtheiligeren Folgen erwiesen als die Revolution

selbst, die sogar in ihrem schrecklichsten Walten noch ein göttliches Element in sich behält, aus dem sich am Ende der neue moralische Zustand als ein Berechtigtes emporbildet. Aber die Doctrin fällt in alte Fehler zurück, um neue zu vermeiden, und anstatt ein ächtes System der Weisheit im Staatsleben zu begründen, sieht sie sich doch endlich zu kleinen Taschenspielerkunststücken genöthigt, die den eigentlichen Geist ihrer Politik ausmachen. Casimir Périer war noch ein zu leidenschaftlicher Heros dieses Beschwichtigungssystems, das er erfunden hat, es gehört eine kalte und affectlose Seele dazu, um mit diesem Gliedermännchen, dem Doctrinarismus, zu buhlen. Darum ärgerte sich Casimir Périer an dieser Beschwichtigung der historischen Elemente zu Tode, er ist das erste und wahrhaft tragische Opfer dieser Periode der Politik. Louis-Philipp dagegen ist der einzige Mann seiner Zeit, der sich nicht geärgert hat; er ärgert sich nicht an der Weltgeschichte und das ist seine Größe. Alle Parteien ärgern sich jetzt mehr oder weniger an der Weltgeschichte zu Schanden; Louis-Philipp allein ärgert sich nicht und darin beruht sein Geheimniß, daß er über allen Parteien zu stehen scheint, und allen Parteien doch am Ende, er allein, überlegen ist. So ist Louis-Philipp der größte Philosoph seines Jahrhunderts,

denn welche größere Philosophie kann es geben als die, sich an der Geschichte nicht zu ärgern? Man sprach in diesen Tagen davon, daß der Bürgerkönig beabsichtige, die Residenz wieder nach Versailles zu verlegen, und dort, unter den langgeschnitzten Gartenwänden der altfranzösischen Zeit, auf idyllischen Spaziergängen durch den Park in Gedanken an das ancien Regime sich vertiefend, wird er ohne Zweifel noch ruhiger von allen Anfechtungen eines politischen Aergers seine Tage hinbringen, denn dies wäre ein neuer und bedeutender Schritt zur Decentralisation von Paris, die von der Doctrin ja ebenfalls als ein Mittel angegeben worden, den wilden Renner Revolution abzusatteln und fortan zu einem lahmen Klepper zu machen. In einigen Tagen will ich wieder nach Versailles fahren, um der Namensfeier Louis-Philipp's beizuwohnen, die auch dort in dem weltberühmten Park durch nachträgliche Festlichkeiten, und zwar mit einer ächten Vergnügung aus dem alten Regime, den Wasserspielen, begangen werden soll. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, mir gefällt es in Versailles und so oft ich bis jetzt dagewesen, durchwanderte ich mit eigenen Empfindungen die schöne Stadt, die herrlichen Straßen mit den symmetrischen hohen großartigen Häusern, den Schloßpark, diesen Bazar der Sünden und Ver-

gnügungen des alten Frankreichs, in dessen Grün und Laub jedes Frühjahr wieder neulebendig die Erinnerungen des ancien Regime ausschlagen. Die erhabene Unnatur dieses Parks von Versailles, die sich mit dem Geschmack der altfranzösischen Tragödie vergleichen läßt, hat doch auch, wie diese, ihre innere Größe, ihre poetische Hoheit an sich, die man sich vergeblich daraus wegläugnen wird. Diese großartige Kleinlichkeit in der Anlage des ganzen Gartens ist doch wahrhaft ein lebensgetreues Bild dieser vergangenen Zeit, und kein anderes Monument derselben schildert sie so genau und kritisch ab als dieser Park, durch dessen kerzengerade Alleen der heutige Pariser nur mit frivoler Bewunderung schlendert, indem er bei jedem Schritt, vor jeder Cascade, vor jeder Marmorgruppe, die ungeheuern Summen ermißt, die hier verwandt worden sind. Es ist ein Favoritgedanke jeder Despotie, das Unmögliche möglich machen zu können, und in diesem Sinne ist auch der Park von Versailles ein wahrhaft despotisches Meisterstück in seiner Anlage, denn sein Plan ist auf das Verwirklichen von lauter riesenhaften Unmöglichkeiten gegründet. Dem Wasser wurde nämlich in diesem Park eine so große Rolle zugetheilt, weil Versailles selbst gänzlich wasserlos ist und alles, dessen es bedarf, sich erst mehrere Lieues weit auf

mechanischem Wege herbeischaffen muß. Es ist aber schön von Louis-Philipp, daß er diese Wasserkünste des ancien Regime nicht in Verfall gerathen läßt, obwohl es ihn jedesmal mehr als 30,000 Frcs. kosten soll, wenn sie spielen, was gewöhnlich an seinem Namenstage geschieht; und Einige rechnen dies seinem antiquarischen und künstlerischen Sinn, Andere seinen neuerwachten altdynastischen Sympathieen zur hohen Ehre an. Dennoch ist, wie man sagt, der große Dragon entzweigegangen und wird diesmal nicht spielen. Diese Wasserkünste mögen einzig in ihrer Art sein, und werden vielleicht nur durch die, welche ich in Oesterreich in Hellbrunn gesehen, an Sinnigkeit und Mannichfaltigkeit, wenn auch nicht an großartiger Pracht übertroffen. Dies rauschende, zischende, sprudelnde und strahlende Prachtschauspiel macht jedoch bald, wie der ganze Park von Versailles, die Miene einer erhabenen Langenweile, und man versetzt sich hier mit einem colossalen Gähnen in den Glanz des alten Hoflebens zurück. Diese Verschwisterung von Genuß und Peinlichkeit, von Ueppigkeit und Pedanterie, wie sie in der Physiognomie dieses Parks und in den Annalen dieses ancien Regime sich gleicherweise charakterisiren, ist uns doch heutzutage zu raffinirt für unsere Nerven wie für unsere Grundsätze, und es läßt sich nicht

läugnen, daß unser Jahrhundert selbst noch in der Wollust eine gewisse moralische Freiheit anzustreben gesucht hat, die zur Zeit Ludwig's XIV. der Ehrfurcht gegen das Staatsoberhaupt zuwider gewesen wäre. Damals nahmen auch die Liebe und das Vergnügen einen servilen Charakter an und die Wollust wurde dadurch noch verheerender, daß sie absolutistisch war und im Genuß ihres Gegenstandes zugleich ein Feudalrecht ausübte. Im Park von Versailles trägt auch Alles den Anschein dieser ehrerbietig wollüstigen Servilität, es ist eine absolutistische Grazie, zu der die Bäume und Laubgänge mit symmetrischer Scheere zugeschnitten sind, und die Gesträuche und Blätterwände, die ihr natürliches Gelock nicht frei schütteln dürfen, stehen alle wie unterthänige Diener an der Seite, um eine Hofgesellschaft durchzulassen. Alles ist hier künstlich und selbst die romantische Wildheit, wo sie absichtlich angelegt ist, trägt doch unverkennbar eine Peruque. Dieser Garten liegt wie ein versteinertes Feenmärchen da, es spielt eine wundersame Magie durch das Ganze wie in seinen Theilen, aber der Zauber ist hier dem Schöpfer gewissermaßen unter den Händen erstarrt zu einem prächtigen Gesellschaftssalon, in den die grüne Natur sich verwandelt hat. Wäre der Zauber vollendet, so müßten Blumen von Gold und Diamanten,

Bäume mit Tressen und Ordenssternen, Cascaden, die sinnreiche Hofschmeicheleien von sich spritzen, Blüthenhecken und Gesträuche, die sich fußfällig vor den Schritten eines großen Herrn zu neigen verstehn, in diesem Park von Versailles prangen! Aber bis zu dieser Stufe, die Natur abzurichten und zu verwandeln, hatte es das alte Regime doch nicht gebracht, und so ist die Schöpfung eigentlich nur halb in diesen Lustgärten der Despotie, weil die Unnatur noch nicht zum Reich der Wunder gelangt ist, das nach Aufhören der Natur beginnen müßte. Selbst die weißen Nymphen im Bosquet, die von Meisterhand in Stein gehauen, mögen hier oft begehrlich auf das Wunder geharrt haben, wünschend, daß ihr kalter Marmor ihnen in Fleisch und Blut aufgehe, denn wie viel Dinge von Fleisch und Blut haben nicht die Nymphen in dem Park von Versailles mitangesehn, Dinge, die einem Stein wohl heiß machen konnten, und das wenigstens ist ein Wunder, daß sie hier Nymphen geblieben! —

Versailles hat jetzt ein Nationalmuseum erhalten, ein neuer Beweis der Aufmerksamkeit und Sympathie, den Louis-Philipp für diese geweihte Stätte des alten Frankreichs an den Tag legt. Diese historische Rumpelkammer der französischen Geschichte, eine Idee der Julireigierung, entspricht dem eklekti-

schen Charakter, den überhaupt der Thron Louis-Philipp's angenommen, und der sich in der Politik immer mehr in einem Zusammensuchen und Auslesen aller möglichen Meinungsbestandtheile verrathen hat. Wie die Trümmer und Fetzen der verschiedenartigsten politischen Grundsätze von der Juliregierung combinirt worden, und diese Combination ist nichts Anderes als die Doctrin, so sind auch in diesem Nationalmuseum, wie es scheint, Ruinen und Denkzeichen aller Epochen auf einen geordneten Haufen zusammengebracht. Die feierliche Eröffnung dieses Museums war schon für den diesmaligen Namenstag des Königs bestimmt, aber sie ist wieder hinausgeschoben worden, um bei den Vermählungsfestlichkeiten des Herzogs von Orleans mit der Prinzessin Helene stattzufinden, und so muß man noch der Dinge harren, die da kommen sollen. Inzwischen gewinnt Louis-Philipp jetzt die Miene einer neuen Popularität sowohl durch die Anstalten zu dieser Hochzeit als durch manches Andere, was bei dieser Gelegenheit politisch nebenhergehen wird. Auch macht man viel Wesens davon, daß er bei der Bildung des neuen Cabinets, von dem Guizot gänzlich ausgeschlossen worden, die Doctrinairs bei Seite geschoben, was Einige so ansehn, als ob damit ein entscheidender Moment zum Beginn einer

neuen Politik für Frankreich gegeben sei. Ich für mein Theil begreife weder, wie Louis-Philipp auf lange Zeit seiner getreuen Schildknappen, der Doctrinairs, wird entbehren können, noch sehe ich ein, wie er jemals eine Politik zu ändern vermag, die wesentlich auf eine Vernichtung aller Politik abzielt. Damit hat sich auch Guizot in der letzten Zeit beständig getragen, das politische Interesse in Frankreich zu ertödten und an die Stelle des politischen das literarische Element zu pflanzen, in welchem Sinne jetzt unter seinen Auspizien ein neues Journal begründet werden soll, für das auch mehrere Deutsche zum Mitarbeiten aufgefordert worden. Diese literarische und wissenschaftliche Pacification des Landes gehört überhaupt unter jene deutschthümlichen und deutschthümelnden Elemente, mit denen sich der französische Doctrinarismus versetzt hat.

Wenn aber Louis-Philipp die Doctrinairs beseitigte, so hat er es sich selbst vorbehalten, ganz allein die Doctrin zu sein, und dies kann ihm auch nicht fehlschlagen bei der Eigenschaft des neuen Ministeriums, welches das Ministerium der Unbedeutendheit ist, und von keiner einzigen energischen und selbständigen Persönlichkeit getragen wird. Der jetzige Conseilspräsident Molé hat durchaus die Art und Weise eines vollendeten Hofmanns, sein

Wesen bewegt sich in eleganten und geschmeidigen Formen, und wenn man ihn sieht, begreift man, wie er vorzugsweise dazu taugt, unter den gegenwärtigen Verhältnissen als Präsident des Ministerconseils dazustehn. Er wird gewiß lange, ohne oder mit Elementen der Doctrin, am Ruder bleiben, denn die Politik Louis-Philipp's braucht Hofleute, aber keine Staatsmänner, und Molé ist noch dazu ein gebildeter, rechtlicher und verständiger Hofmann. In der Kammer ist er kein großer Redner, aber ein gewandter Casuist, und dies zu zeigen hatte er beim Antritt seines Ministeriums hinlängliche Gelegenheit. Ich befand mich zufällig in der Deputirtensitzung, in der sich Herr Salverte von der linken Seite her erhob, und mit der festentschiedenen Stimme der Opposition, die fast verklungen ist in dieser Kammer, die Erlaubniß begehrte, eine Interpellation an die Minister richten zu dürfen über das System ihres neuen Cabinets. Aber den Sieg über alle Opposition trug doch das freundlich entschiedene Wesen davon, das den Grafen Molé nie verläßt, und mit dem er sich bereit erklärte, alle Auskunft für sich und seine Collegen zu geben, es aber für besser erachtete, dies bis zur Erörterung über die geheimen Fonds zu verschieben. Die linke Seite murrte, aber die linke Seite ist die schwache Seite der Kammer,

und als der Präsident die Frage stellte, stand die Majorität gegen den Antrag des Herrn Salverte auf, und es wurde in der Tagesordnung fortgefahren. Diese Kammer läßt sich jetzt mit freundlichen Bücklingen abspeisen, und wie hätte sie auch den liebevollen Blicken, mit denen das Ministerium Molé sie angelächelt hat, widerstehen können? Dies neue Cabinet Molé, Montalivet, Salvandi, Rosamel u. s. w. kann aber doch dem Witz der Bonmots, in welche sich jetzt die politische Leere der Franzosen hineingerettet hat, nicht entgehen, und es ist schon mancher unterhaltende Spaß zum Vorschein gekommen. Ein kurzweiliger Lateiner schrieb neulich an das **Palais de l'instruction publique: „Non sumus Salvi, sed Salvandi,"** welches nun der Corsaire auf seine Weise folgendermaßen übersetzt hat: **„Nous ne sommes pas saufs, mais nous sommes, au premier jour, susceptibles de nous sauver."** Durch solche Possen glaubt man hier die öffentliche Würde und das Gleichgewicht wiederherzustellen. —

— Ich bin heut zu tief in die Politik hineingerathen, und will, des Gegensatzes wegen, meinen Brief mit einigen Bemerkungen über unsern deutschen Beethoven und dessen Ausführungen in Paris schließen. Vielleicht besänftigt ein musi-

kalischer Schluß bei Ihnen das diabolische Gelächter, welches die Tagespolitik Ihnen abzuzwingen pflegt. Ich für mein Theil habe diesen Segen der Besänftigung oft empfunden, wenn ich in die Sonntagsconcerte des Conservatoire ging, um hier in das Himmelsgetümmel und den Weltgerichtsjubel einer Symphonie von Beethoven mich zu verlieren. Oft lechzte mein mattgewordenes Herz viele Tage lang vergebens nach Trost und Erlösung, wie ein lächerlich gestalteter Eisklumpen lag mich anschauernd die ganze Welt vor mir, und mich peinigte das Bewußtsein, daß ein einziger Hauch der Wahrheit, welcher auf diesen Eisklumpen, diese erstarrte Lüge eindränge, Alles in einen großen Dunst auflösen würde! Wenn Sie solche Stimmungen haben, so rathe ich Ihnen, etwas von Beethoven zu hören, aber dies wird Ihnen freilich in der ganzen Welt nicht so geboten werden, als hier von den Schülern des Conservatoire, die in der Ausführung dieser Symphonieen das Höchste und Bewundernswürdigste leisten. Diese Concerte finden Mittags von zwei bis vier Uhr statt und versammeln ein musikandächtiges und auserlesenes Publikum, denn es ist fast eine Gunst hier den Zutritt zu erhalten, da der kleine Saal nur eine geringe Anzahl von Zuhörern faßt und deshalb oft für vieles Geld kein Platz

mehr erlangt werden kann. In diesem Saal herrscht eine Weihe und ein edler Enthusiasmus, der mit der Frivolität des französischen Tageslebens wieder versöhnen kann, und die Wunder des Gemüths, die man hier erlebt, sind um so größer, da es etwas Unbegreifliches hat, daß die Franzosen, bei denen sonst die deutsche Musik so wenig einzudringen vermochte, gerade Beethoven's auf eine so meisterhafte und sympathievolle Art sich bemächtigt haben. In dieser Ausführung seiner Symphonieen im Conservatoire ist zuerst vornehmlich die ebenso geistreiche als geistverwandte Auffassung des Ganzen hervorstechend, und dann muß man die bis zu einer unglaublichen Vollendung gebrachte Technik des Spiels bewundern, die den materiellen Körper der Instrumente überwunden und zu Geisterstimmen verklärt zu haben scheint, ganz wie es Beethoven verlangt. Herr Habeneck führt wie ein Zauberer das Orchester, ein Klang löst sich aus dem andern wie spielend los und ein Ton hebt den andern in geistiger Gemeinschaft zur Himmelfahrt empor. Alte Musikgefühle aus meiner frühen Jugend erwachen in mir bei diesem Spiel, es löst sich so manche hartnäckige Verstocktheit, die man im Herzen mit sich herumträgt, wieder einmal in Wohlgefallen auf, und, die karge und harte Realität unserer Zeit zu-

rücklassend, labt man sich an der himmelstürmenden und zugleich gläubigen Kraft, mit welcher der transcendente Beethoven sich das Jenseits anbaute. Es sind lauter idealistische Illusionen, aus denen diese kühne Musik zusammengewebt ist, aber ist es denn nicht ein Glück, daß man eben bei einem so großen Genius alle die unschätzbaren menschlichen Illusionen wiederfindet, die uns das Leben entrissen und die man aufgegeben hatte aus Verzweiflung am Leben? Hier bei Beethoven strömen noch in geheimnißvollen Quellen die Thränen der Menschheit und es weint das Entzücken und das Leid sich aus zu Gott dem Herrn, der die liebebedürftige Creatur umschlungen an seinem Busen hält. Hier bei Beethoven singen alle die leisen Zuckungen des Herzens, denen man heut in der Welt keine Gerechtigkeit mehr geben will, ihren frommen Hymnus in die Schöpfung hinein, und die Natur, die alte Mutter Natur, donnert und rauscht auf seinen Saiten mit bangen Frühlingsstürmen. Als ich ein Kind war, hatte ich Andacht zu den Sternen, die am hohen Himmel standen wie Liebesaugen und mich damals glücklich machten wie nachher kein anderes Auge der Liebe, und als ich ein gebildeter Mensch wurde, verlor ich die Sterne aus dem Gesicht. Eine Symphonie von Beethoven macht mich auch wieder zum Kind, und schenkt mir

die Illusion an den Sternen und Liebesaugen der ganzen Welt wieder. Engel, an die man aufgehört hatte zu glauben, steigen aus den glühenden Abendwolken herab, und beginnen mit der Menschenseele holde Spiele und tändeln sich mit ihr träumend in Unsterblichkeit und Ewigkeit hinein. Oder es ergreift den Meister der Töne seine bacchantische Wuth, die ihn zuerst wie ein riesenhafter Zorn über die Nichtigkeit der Erde befällt und in der seine Klänge das flammende Schwert der Cherubim schwingen, daß man die Zerstörung des ganzen Alls wie eine himmlische Wollust in allen Nerven empfindet. Dann lodert der Lebenstraum in einem ungeheuern Weltbrand empor, Alles stürzt in ein schreiendes Chaos durcheinander, die süßesten Stimmen des Daseins ersticken und ersterben, aber ein Harfenton, der am anhaltendsten und wunderbarsten das ganze Getümmel durchzittert, scheint den Tod der ganzen Welt zu überleben und kommt in den Himmel, es ist die Liebe. Aber auch an der Glorie der Liebe hängen schwere Thränentropfen der Erde und das Ganze war ein Schmerz. —

Wenn man sich im Saal des pariser Conservatoire solchen Phantasieen überläßt, ist man wohl davor gesichert, nicht allzusehr in eine transcendente

4*

und überirdische Sphäre zu verschweben, denn wie merkwürdig und lauter hier auch die Begeisterung des französischen Publikums für diese Musik sich ausspricht, so ist es doch fast unmöglich, daß ein Concert in Paris ohne lächerliche Störungen ablaufe, wodurch man dann oft aus der höchsten Höhe seiner Kunstgenüsse plötzlich wieder auf den platten Erdboden hinabgeworfen wird. Das letzte Concert, das in dieser Saison im Conservatoire gegeben wurde, war besonders erhaben durch die Musikaufführung und besonders lächerlich durch einige Störungen. Man hatte eben das Duett der Höllenscene aus Gluck's Armide beendigt, in der zwei schöne junge Französinnen den Haß und die Liebe vorstellten, und wobei sich zeigte, daß Gluck's Musik für französische Kehlen eine Unmöglichkeit ist, als plötzlich, indem eben eine beethoven'sche Symphonie beginnen sollte, im Parquet eine unruhige Bewegung entstand. Der Kronleuchter hatte angefangen zu tröpfeln, und drohte auf eine unbarmherzige Weise alle Toiletten zu verderben, die gerade unter diesem gefährlichen Scheitelpunct saßen. Es entstand ein Gespräch zwischen dem Publikum und dem Dirigenten, der Rath ertheilte und die schnellste Abhülfe versprach. Bald darauf ward eine Servante in ihrem Küchenanzuge sichtbar, die, mit einem groß-

mächtigen Wischlappen versehen, mitten unter das elegante Publikum hineinkletterte; sie ward ihres Aufzuges wegen mit lautem Gelächter und einem Beifallsklatschen empfangen. Mittlerweile tröpfelte aber das Oel immer fort, bei der großen Ueberfüllung des Saals war es schwer auszuweichen, einige Damen hatten ihre Regenschirme aufgespannt und dabei gab es ein beständiges Lachen, Witzeln und lustiges Getümmel. Der Kronleuchter mußte heruntergelassen werden, um die Lampen anders zu befestigen, und dann ging es an ein Aufwischen von den Bänken. Endlich hat die Servante mit dem riesenmäßigen Wischlappen ihr Werk vollendet, sie lächelt, und wird mit einem allgemeinen Applaus wieder entlassen. Nun wird Ruhe gezischt und der göttliche Beethoven kommt an die Reihe. Solche Störungen sind hier gewissermaßen normal und ein französisches Publikum ist so sehr an dieselben gewöhnt, daß es sie sehr leicht nimmt und eine heitere Unterbrechung darin findet. Das deutsche Publikum ist in derartigen Dingen ernsthafter und versteht darin weniger Spaß; es ereignet sich ihm auch seltner, weil die Bedienung bei solchen öffentlichen Anstalten in Deutschland sorgfältiger und strenger gehalten ist. In Paris aber zeigt sich bei der Bedienung außer

der Nachlässigkeit oft auch noch ein schadenfroher Geist, dem es Vergnügen macht, den allgemeinen Tumult durch eine kleine Nachwirkung zu vermehren. —

3.

Paris, den 3. Mai 1837.

— Der Mai hat noch immer nicht den Lenz gebracht, aber er bringt wenigstens allmählig die neuen Frühlingsmoden, die in den Gärten und auf den Spaziergängen von Paris ihre bunten Aufzüge halten. Die veränderte Mode der Anzüge ist das erste Frühlingszeichen in Paris, doch ist man hier in Verzweiflung, wenn das Wetter nicht auch gleichzeitig in den Tuilerieen die Blumen und Blüthen hervortreibt, damit man daran ein Relief habe für die Schaustellung der Toiletten auf den Mittagsspaziergängen. Die große Modenpromenade nach Longchamp, die schon im März stattfindet, und auf der die elegante Welt zuerst die neue Frühjahrsgesetzgebung der Toilette proclamirt, war diesmal viel zu voreilig gewesen und mußte bei der größten Kälte in verschlossenen Wagen und mit Mänteln

geschehen, sodaß man sowohl um die Grazien des Frühlings wie der Moden dabei betrogen wurde. Dies ist heuer ein Jahr ohne Frühling, ein Jahr, in dem es gar nichts giebt, keine Politik, keine Geschichte, keinen Haß und keine Liebe, und nun auch keinen Frühling! Wenn bei dieser langen Kälte nur die Geschichte litte und einfröre, das hätte weniger zu sagen, aber daß auch nicht einmal die Mode sich frei entfalten kann bei einer so ungünstigen Jahreszeit, das ist schlimmer als Alles und beeinträchtigt die ganze Lebensbewegung. In Frankreich ist die Mode ebenso wichtig als die Politik und vielleicht wird die französische Mode länger die Welt beherrschen als die französische Politik, welche letztere an ihrer europäischen Bedeutung immer mehr einbüßt. Die Mode ist eine Potenz in der Weltgeschichte, die man noch zu wenig unter einem höheren Gesichtspunct gewürdigt hat. Man hat bisjetzt das Philosophische in der Weltgeschichte zu hoch angeschlagen und dagegen das Philosophische in der Mode zu gering geschätzt; die Mode wird sich dafür an der heutigen Menschheit rächen durch eine Universalherrschaft, die sie sogar über die Prinzipien der Welt davonzutragen im Begriff steht. Die Mode wird sich Alles unterwerfen, das innere und das äußere Leben dieser Zeit, und sie hat einen solchen Erobe-

rungsact an dem heutigen Geschlecht schon begonnen. Es wird bald auch in der Meinungswelt nur noch Moden geben statt der Gedanken, vorgeschriebene Costüme statt der innern Ueberzeugung, eine hübsche Toilettenzucht der Grundsätze, die sich anstandsgemäß geschniegelt und gebügelt haben. Die politischen Meinungen machen ihre Toilette in der Deputirtenkammer und in den Journalen, die Prinzipien sind hier alle verbraucht und abgestorben, aber man behängt sich noch mit den aufgestutzten Formen und Zierrathen derselben und kleidet sich in das Tricot irgend einer Meinung, um Glück und Effect zu machen. Es ist, wohin man auch sieht, mehr die Mode als das Prinzip, welches regiert, und daher kommt Alles darauf an, ob man ein Mann nach der Mode ist. Die Mode macht jetzt merkwürdige Fortschritte oder vielmehr Rückschritte in der Welt, denn alle Schnitte und Trachten streben wieder nach vergangener und mittelalterlicher Zeit zurück, und ich bin dessen gewissermaßen froh, denn wenn mein Haar, wegen der vielen Zeitsorgen, früher ergrauen sollte als anständig ist, so hoffe ich, daß bis dahin allgemein Puder und Peruque aus dem ancien Regime wieder in Mode sein werden. Die Mode ist stärker als Sitte, Gesetz, Liebe und Geschichte; beschäftigen Sie Sich doch mit der Philosophie der Mode! —

Etwas wärmer wehen heut doch schon die Lüfte des Mai's, und vor den Caféhäusern des Palais Royal werden Stühle ins Freie hinausgesetzt, was ebenfalls zu den Zeichen des Frühlings in Paris gehört. Viele Salons haben sich schon aufgelöst und man fängt jetzt an mit Begierde das Landleben aufzusuchen, das auch eine unumgängliche Sache der Mode für den Franzosen ist. Es ist der Ueberdruß an dem gefräßigen Ungeheuer Paris, das mit den ersten lauen Winden des Frühjahrs Jeden von dannen treibt, der nur irgend der Stadt entkommen kann, und doch zieht dieser magische Drache noch vor Beginn des Herbstes unwiderstehlich Alles, was ihm gehört, wieder in sein Bereich zurück. Aber nur bei heiterm Wetter und unter heitern Umgebungen vermag der Franzose das Landleben zu ertragen; düstere Romantik sagt ihm wohl bei der Lecture seiner neumodischen Schriftsteller zu, aber im praktischen Leben widerstrebt sie seiner ganzen Sinnesart, und auf seinen Landsitzen wird man meistentheils alle Naturmelancholie vermieden finden. Die Naturempfindung ist dem französischen Gemüth keineswegs fremd, ja sie äußert sich in ihm oft auf eine sehr reichliche und sentimentale Weise, doch steht der Franzose auch gern mit der Natur mehr nur auf einem gesellschaftlichen Fuß, wo ein leichtes Behagen

herauskommt, als daß er sich jemals im Umgang mit ihr das Herz sollte schwer machen lassen. Um meine Sinne in reinere Frühlingslüfte zu tauchen und den grünen Lenzflor zu suchen zur Labung der Augen, ging ich heut zum ersten Mal in den herrlichen Jardin des Plantes, und machte dort eine Bekanntschaft, die von großem Einfluß für mich zu werden anfängt, denn sie hat mir seitdem einen unerschöpflichen Stoff zu Betrachtungen und eine Reihe von Anschauungen über unsere Zeit geliefert, in die ich mich immer mehr vertiefe und von denen Einiges in dies Schreiben an Sie, theuerster Freund, überfließen soll.

Dies ist meine Bekanntschaft mit der berühmten Giraffe.

Wenn ich gewußt hätte, daß diese wunderbare und räthselhafte Giraffe mir so Viel zu denken geben könne, ich würde ihren Umgang nicht so lange über den französischen Politikern und Schöngeistern versäumt haben, denn ich fand die Bekanntschaft dieser afrikanischen Celebrität in der That für mich ergiebiger als die mancher pariser.

Was ist aber eine Giraffe?

Diese Frage zu beantworten ist schwierig und kann die größten Naturforscher in Verlegenheit setzen, denn es läßt sich wirklich gar nicht sagen, was die

Giraffe Alles ist! Die Giraffe ist nicht das, was sie scheint, und scheint nicht das, was sie ist, noch ist sie das nicht, was sie nicht ist, sondern sie ist Alles und Nichts zu gleicher Zeit, was Ihnen immer klarer werden wird, je mehr Sie Sich in das Anschauen ihrer außerordentlichen und geheimnißvollen Gestalt versenken. Die Giraffe ist die kunterbunte Zeit selbst, in ihrem Schein und Sein, in ihrem Alles und Nichts, in ihrem gaukelnden Formenwechsel, in ihrer lächerlichen Durcheinandermischung widerstreitender Gebilde. Darum ist es charakteristisch genug, daß die Giraffe in neuester Zeit französische Modesache geworden, und Paris kann nicht mehr ohne die Giraffe, sein Symbol, bestehen, sondern dies heilige Thier, das schon in uralten Zeiten eine fabelhafte Bedeutung hatte, ist gewissermaßen ein Attribut geworden für Frankreich, wie die Schlange für Aegypten.

Sie werden glauben, dies sind Phantasieen, aber Sie müssen herkommen, um die Giraffe zu sehen, mit der Giraffe sich in einen näheren Bezug zu setzen, die Giraffe in den eigenthümlichen Offenbarungen ihres Wesens zu belauschen, und dann werden Sie mit Erstaunen erkennen, welch ein Zeitbild die Giraffe ist, und wie es einem ironischen Wunder gleichsieht, daß dies Thier, nachdem es

viele Jahrhunderte lang gleichsam verschwunden gewesen, in neuester Zeit plötzlich wieder nach Paris kommt und hier, sobald es nur aufgetaucht ist, eine wahrhafte Wahlverwandtschaft bei der ganzen Bevölkerung findet. Und die Giraffe selbst scheint sich auch nur in Paris an das europäische Klima zu gewöhnen, während die nach England gekommene bald dahinstarb.

Sobald nur der Frühling mit einigen wärmeren Sonnenstrahlen da ist, wird die Giraffe im Jardin des Plantes herausgelassen und spaziert während einiger Stunden des Tages in dem geräumigen Vorhofe vor ihrem Wohnhause aufundnieder. Dann steht an der Umzäunung jedesmal eine zahlreiche Schaar ihrer Freunde aus allen Ständen und Klassen der Gesellschaft, man begrüßt sich mit der Giraffe und sieht ihren eigenthümlichen Bewegungen mit einer feierlich schweigenden Verwunderung zu, was die Giraffe ebenfalls mit einem feierlichen Schweigen, mit dem sie sich zu den Franzosen hinneigt, beantwortet. In diesen Stunden, wo die Giraffe gewissermaßen öffentliche Audienz ertheilt, knüpft sie ihr magisches Band mit der pariser Bevölkerung immer fester und fester, und man geht von ihr, wie von einem weisen Mann, bei dem man sich Rath und Trost über die Leiden der Zeit geholt hat. Und

wenn man die ganze großartige Menagerie in dem Schweizerthal des Pflanzengartens durchschreitet, wenn man mit den beiden Elephanten aus Asien und Afrika die anziehendste Unterhaltung anknüpft, wenn man in den Bärengruben dem Brummbären Martin, dem Liebling der pariser Kinder, für einige Sous Kuchen kauft und dafür von ihm durch einige unübertreffliche Sprünge belohnt wird, wenn man mit dem schwanzlosen Geier vom Senegal, mit dem afrikanischen Hammel, den indischen Kühen und den aus Algier als neue Colonialsöhne herübergekommenen Löwen mysteriöse Zeichen wechselt, so wird man doch bei allen diesen Thiergestalten wahrnehmen, welch ein Unterschied zwischen ihnen und der Giraffe ist, und man wird stets mit um so größerer Sehnsucht und mit neuem Reiz zu der einzigen Giraffe wieder zurückkehren. Was Einem die Giraffe gewährt, ist ganz und gar etwas Anderes, als was Elephanten, Bären, Löwen, Condors und alle andern Thiere, wären sie auch der seltensten Art, zu gewähren vermögen! Diese Ausbeute für das Herz, für das Gemüth, für das Verständniß der ganzen Zeit, kann man nur der Giraffe abgewinnen, denn sie allein trägt in ihrer ganzen Gestaltung jenes unnennbare und anheimelnde Etwas an sich, welches man das *Moderne* nennt. Nehmen Sie alles

Charakteristische zusammen, was Sie an der Giraffe sehen werden, und Sie müssen, gleich mir, ausrufen: Ja, die Giraffe, dieses fabelhafte Geschöpf, dies göttliche Thier, mit seiner seltsamen zweideutigen Gestaltung, ist der wahre Repräsentant der heutigen modernen Bildung, das Symbol aller modernen Tendenzen, die sich leibhaft in ihm ausdrücken!!

Sie lachen, und ich muß auch lachen, wenn ich die Gestalt der Giraffe ansehe, und mir dabei Alles in Gedanken kommt, was die ganze Zeit bewegt und nicht bewegt, und wovon sie die unbestreitbarsten Merkmale an sich trägt.

Was in aller Welt ist denn nun aber eine Giraffe?

Man weiß nicht, ob es ein Thier oder ein Mensch, ein Dämon, ein Zauberer und Weissager, ein verwünschter Gott oder ein verkleideter Teufel ist.

Die Giraffe ist Kameel, Affe, Hirsch, Pferd, Vogel, Tänzer, Hofmann, Theaterrecensent, Philosoph, Humorist, Pedant, Schulmeister, Diplomat, Dandy, und noch viel mehr und Alles zusammengenommen. Alle diese Eindrücke bringt es buchstäblich durch die eigenthümlichen Stellungen und Bewegungen hervor, die es von Zeit zu Zeit auf

die unbegreiflichste Weise annimmt. Zuweilen muß man sagen, daß die Giraffe offenbar den Bau eines Storches verräth, aus dem aber ein Zebra geworden ist, während in demselben Augenblick dieses Werdens die Natur noch wieder geschwankt zu haben scheint, ob sie nicht lieber einen Affen oder auch einen Menschen aus diesem Wesen gestalten solle; und es wäre gewiß ein Mensch aus der Giraffe geworden, wenn nicht die mit Seltsamkeiten kreisende Schöpfung auch wieder zu gleicher Zeit auf den Einfall gekommen wäre, ein Kameel zu machen. Von allen diesen Velleitäten der Natur trägt die arme Giraffe Etwas an sich, — doch warum arm? — sie scheint vielmehr stolz darauf zu sein, sie ist ein gutmüthig fröhliches Thier und entfaltet, wenn man ihr zusieht, mit einer leutseeligen Coquetterie alle ihre Eigenschaften. Niemals hat die Natur auf eine so frappante Art Lächerlichkeit und Erhabenheit, Schönheit und Häßlichkeit zu Einem Bilde zusammengethan, als in diesem in der That wunderbaren Geschöpf, und sie hat es nicht bloß äußerlich zusammengethan, sondern wirklich eine Einheit, einen bestimmten malerischen Typus daraus geschaffen. Linné hat die Giraffe, die zunächst allerdings als ein vierfüßiges und hirschähnliches Säugethier sich darstellt, unter die Klasse der Hirsche gezählt,

aber was ist ein bloßer Hirsch gegen den vielartigen, umfassenden und universalen Begriff einer Giraffe, die schon durch die Aeußerlichkeit ihres Baues alle Gattungsbestimmungen der Naturforscher zu Schanden macht und bei der das Geistige, Gemüthliche und Geheimnißvolle ihres Wesens mit in Anschlag gebracht werden muß, wenn man sagen und beurtheilen will, was eine Giraffe ist! Der Kopf ist allerdings hirschähnlich, aber schon die merkwürdigen kegelförmigen Hörner auf ihrer haarigen Stirn, die in dieser Weise einzig in der ganzen Thierwelt sind, geben der Giraffe eine abweichende und fabelhafte Gestaltung. Dann sieht man auch sogleich, daß sie die Ohren einer Kuh hat, und wenn man ihre Füße bis zu den Hufen hinab anblickt, glaubt man einen Augenblick lang ein Pferd zu sehen. Dagegen möchte man schwören, daß es ein Panther ist, wenn man die weißgraue und gelbliche Grundfarbe der Haut, die von zierlichen dunkelbraunen Flecken durchpunctirt ist, betrachtet. Was aber das Wesentlichste an der Bildung der Giraffe ist, das ist ihr prächtiger und ungeheuerer Hals, der eigentlich erst die Giraffe zu Dem macht, was sie darstellt. Diesem Hals ist eine elastische Beweglichkeit und eine Mannigfaltigkeit des Ausdrucks zugetheilt, die das größte Erstaunen erregen muß, und der man

seine aufrichtige Bewunderung nicht versagen könnte, wenn man nicht zugleich durch die tolle Bizarrerie dieses Halses zu einem unauslöschlichen Gelächter gereizt würde. Durch diesen Hals vermag die Giraffe, wenn sie sich vollkommen emporrichtet, mit ihrer Vorderhälfte eine Höhe von 18 bis 20 Fuß zu erreichen, während dagegen der hintere Theil ihrer Gestalt kaum die Hälfte von dieser Höhe mißt, was die Seltsamkeit der ganzen Erscheinung in manchen Augenblicken bis auf das Abenteuerlichste erhöht. Alle Majestät und alle Lächerlichkeit der Giraffe beruht in diesem wunderlichen Gegensatz ihrer beiden ungleichen Hälften, aus denen sie durch einen Scherz der Natur verbunden wurde und deren Eindruck, je nachdem sie mit den Bewegungen des Halses wechselt, ein verschiedener ist. Der Hals der Giraffe ist ihr Zauberstab, durch den sie sich selbst in alle mögliche Gestalten, die sie nur annehmen will, verzaubern kann, und wodurch sie allen Naturforschern ein Schnippchen schlägt, indem sie mit Hülfe desselben fast alle andere Gattungen und Formen der Thiere nachahmen kann. Die Giraffe hebt ihren Hals hoch, unendlich hoch, und gewinnt durchaus das Ansehen eines vornehmen Mannes, indem sie mit einem unverkennbaren aristokratischen Stolz die Menge um sich her mustert; dann senkt sie plötzlich den Hals

wieder tief zur Erde herab und giebt sich recht beflissen die Miene eines Servilen, eines Hofmannes, mit pietistischer Demuth im Gesicht, wie sie jetzt an manchen Orten Mode sind. Nun aber setzt sich die Giraffe in Bewegung, es ist eine unnachahmlich zierliche Pedanterie, mit der sie auftritt, und wenn sie mit ihren zarten, schlanken, leisen Füßen dahinschlenkert, bleibt uns kein Zweifel übrig, daß die Giraffe ein Diplomat ist, der Alles durch das Schaukelsystem der Unterhandlung zu überwinden und zu vermitteln glaubt. Jetzt steht sie wieder still, sie besinnt sich, ihr Vorderkörper richtet sich himmelan, und sie macht auf das Täuschendste die Stellung eines Vogels nach, der eben aufzufliegen im Begriff ist. Dann kaut sie mit einem besonderen Ausdruck von Würde ihre Gräser und Blätter, von denen sie sich nährt, die Giraffe kaut überhaupt beständig, und thut dies auf eine so tiefsinnige Weise, daß sie darin vollständig den Charakter des Philosophen, des Wiederkäuers der Schöpfung, behauptet. Ein liebenswürdiger Zug von der Giraffe ist ferner, daß sie die Sonne über Alles liebt, und darin verräth sie oft alle dichterischen Gefühle, die in ihr schlummern. Wenn zuweilen die Sonne plötzlich untertaucht, hebt sie ihren Hals höher als jemals, ihn mit einer erstaunlichen Wendung fast über ihr Gitter hinüber-

werfend, die dunkeln glänzenden Augen treten ihr lebhafter hervor, und zuletzt läßt sie den Kopf mit Wehmuth hintenüber fallen. Sie würde vielleicht nicht so sentimental sein, wenn sie nicht beständig frieren müßte, was selbst beim wärmsten Schein der europäischen Sonne noch einigermaßen bei ihr der Fall sein mag, aber sie drückt auch sogar durch dieses beständige Frösteln die Eigenthümlichkeit moderner Zustände aus. Die unendliche Zartheit der Giraffe hat sie hier in Paris zum Damenliebling gemacht, und es giebt Leute, die Stunden lang vor ihr stillstehen und ihr in den kauenden Mund blicken können; und ich selbst gehöre von jetzt an zu diesen. Die Giraffe fühlt es auch sehr wohl, was sie hier bedeutet, und sie scheint zu wissen, wie schön und liebenswürdig man sie findet. Sie stellt sich zuweilen mit dem selbstzufriedenen Bewußtsein eines Dandy dar, und es ist nicht zu läugnen, daß die Giraffe es in der Zeichnung ihres Fells mit jedem Fashionable, der nach dem neuesten Modejournal gekleidet geht, aufnehmen kann. Zwei außereuropäische Ochsen befinden sich in demselben Raum mit der Giraffe und bilden gewissermaßen ihren Hofstaat; sie scheint sich mit diesen am besten zu vertragen und betrachtet sie nur zuweilen von ihrem höheren Standpunct aus mit der possirlichen Ueber=

legenheit eines Recensenten, der seiner Sache gewiß ist. Die beiden Ochsen lassen sich dies ruhig gefallen, und starren die Giraffe den ganzen Tag mit stiller Bewunderung als ein höheres Wesen an. Die Giraffe wohnt übrigens sehr anständig in dem Jardin des Plantes und hat hier eine Residenz, die es verhältnißmäßig fast mit den Tuilerieen aufnehmen kann. Eines weiß ich nicht, ob sie auch darin ein Symbol unserer Zeit vorstellt, daß sie tonlos ist, denn bisjetzt habe ich noch keine Stimme von der Giraffe vernommen.

Es soll mir jedoch heut nicht darauf ankommen, an der Giraffe ausführlich nachzuweisen, was Alles an ihr zeitgemäß ist, noch an der Zeit, was Alles an ihr giraffenartig ist. Vielleicht werde ich einen meiner nächsten Briefe, die ich von hier aus an Sie schreibe, dazu bestimmen, Ihnen den Giraffencharakter unserer Zeit mit einigen weiteren Anwendungen auf die hiesigen Verhältnisse auszumalen. Meine erste Begegnung mit der Giraffe verschaffte mir übrigens noch die Gelegenheit, den Bürgerkönig Louis-Philipp mir in der Nähe betrachten zu dürfen, denn als ich ganz vertieft stand in die Studien dieses Thieres, wurde ich plötzlich durch die unerwartete Erscheinung des Königs überrascht, der seinen ersten Frühlingsspaziergang durch den Pflanzengarten

machte, und zwar ganz frei, zu Fuß und in Begleitung sehr weniger Personen, was das größte Aufsehen erregte. Denn es war seit langer Zeit das erste Mal, daß Louis-Philipp die Bedenklichkeit der Umstände, die sein freies Erscheinen im Publikum zu begleiten pflegen, überwand und im Vertrauen auf die neubeginnende Periode seiner Volksthümlichkeit sich öffentlich zeigte. Die große Sorglosigkeit, die er auf diesem ersten Ausflug in die Oeffentlichkeit bei der Wahl seiner Umgebung an den Tag legte, war zwar ebenfalls nichts weniger als unabsichtlich und diente gewissermaßen als ein stilles Reizmittel zur Belebung der Sympathieen, auf die es ihm jetzt anzukommen scheint. Er stand einen Augenblick vor der Giraffe still, und diese trat ihm mit der seltsamsten Halsbewegung, die ich je an ihr gesehen, entgegen. —

Doch genug und abermals genug von der Giraffe, liebster Freund! Ich will Ihnen nur noch über die gestrige feierliche Sitzung des **Institut de France** Etwas schreiben, welcher ich beiwohnte und in der alle fünf Akademieen vereinigt ihr Jahresfest begingen. Die Mehrzahl des zugelassenen Publikums bestand aus Damen, wie es häufig bei solchen Gelegenheiten in Paris der Fall ist, und zwar aus sehr schönen und fashionablen, die den lebhaftesten

Antheil an den gelehrten Verhandlungen nahmen. Die Damen klatschen hier eifrig zu den gehaltenen Vorträgen, und selbst zu einem geologischen sah ich mehrere schöne Hände sich rühren. Es scheint ihnen dabei weniger auf den Inhalt als auf die richtige Behauptung der Idee anzukommen, daß die Frauen die besten Preise auszutheilen haben zur Belohnung der Musen, welches Recht auszuüben ihnen denn auch nicht bestritten wird, am allerwenigsten in dem **Institut de France**, wo man jede eintretende Dame durch einen feierlich gekleideten und besonders dazu bestellten Huissier empfängt, der sie mit dem größten Ceremoniell auf ihren Platz führt. Was die Akademiker selbst anbetrifft, so erschienen die meisten in ihren Uniformen, was eigentlich der Vorschrift gemäß ist, obwohl sich sehr viele eine Ausnahme davon gestatten. Charles Dupin, der Mann mit dem sinnenden schlauen casuistischen Gesicht, hielt den Einleitungsdiscours, in welchem er einige allgemeine Blicke auf unsere Zeit warf, die ganz in der Weise seines scharfen und dialektisch spielenden Geistes waren. Unter Anderm sagte er auch: unsere Zeit sei die Zeit der Systeme! — ein Satz, bei dem man laut hätte aufschreien können, wenn man gewollt hätte. Dieser Satz enthält eine philosophische Schönrednerei, in der die Franzosen

große Stärke besitzen und die sie schon zu manchen gleißnerischen Abstractionen in ihrer Politik verführt hat. Es ließen sich viele Bücher darüber schreiben, ob unsere Zeit Systeme hat oder nicht; ein ganzes und allgemeines System, wie das Alterthum und das Mittelalter in ihrer fertigen Umschlossenheit es hatten, hat sie gewiß nicht. Unsere Zeit ist die Zeit der Meinungszersplitterung, und wer hat noch aus Splittern, Trümmern und Glasscherben, die jetzt überall in uns und neben uns umherliegen, jemals ein System sich erheben sehn? In Frankreich giebt es trotz der gegenwärtigen Abstumpfung aller Meinungsspitzen allerdings noch immer Parteien, aber einmal sind Parteien keine Systeme, und dann existirt jetzt nach keiner Seite hin eine Partei, die noch im Besitz ihres ursprünglichen Systems wäre, von dem sie beim Beginn des Kampfes ausgegangen. Systeme streben zu einer organischen Einheit hin sie erkennen ein Allgemeines an, zu dessen Verwirklichung sie sich bewegen, aber die Parteien in Frankreich haben jetzt offenbar eine desorganisirende Richtung, indem sie, erschlaffend in ihrem System, sich selbst vernichten, ohne den allgemeinen Zustand zu fördern. Nach Dupin ließ sich Lacretelle, der Verfasser der **histoire universelle**, ein Mann mit einem feinen vornehmen Gesicht, vernehmen, und trug

eine Vergleichung Napoleon's mit Cromwell vor, die eine schöne Rhetorik und einzelne glänzende Wendungen hatte, aber in den allgemeinen Gesichtspuncten mir etwas beschränkten Geistes erschien.

Doch ich will Sie nicht zwingen, die ganze Stufenleiter der akademischen Langenweile mit mir heranzuklimmen. Auch hörte ich zuletzt wenig mehr auf die Vorträge, sondern beschäftigte mich in Gedanken mit Lamartine's Gesicht, das ich in den Reihen der Akademiker wahrnahm. Es ist das gutmüthigste und ehrlichste Gesicht, das man in ganz Frankreich sehen kann, und Sie würden es vielleicht ein deutsches Gesicht nennen, so sehr hat es von einem gewissen Schlage an sich, dem man sonst in Paris selten begegnet. Mir fiel diese Physiognomie als charakteristisch auf für diejenigen Bestrebungen, denen sich Lamartine neuerdings in der Politik zugewandt hat, und die nach dem Abgang der Doctrinairs wahrscheinlich zu einem herrschenden Typus hier ausschlagen werden. Dies ist die Physiognomie, die es mit Keinem verderben will, also in der That eine ächt deutsche Physiognomie, die Unsereinen anheimeln muß, weshalb sich denn auch in der Akademie meine Blicke immer wieder auf Lamartine's Gesicht zurücklenkten. Lamartine ist gewiß nur ein

mittelmäßiger Kopf, und doch kann er gegenwärtig eine glänzende Stelle unter den pariser Berühmtheiten behaupten, aber Das, wodurch er sich seinen großen Ruhm erwarb und erhielt, ist sein Herz. Lamartine ist ein berühmtes Herz und alle feinfühlenden Damen in Frankreich bilden seine Partei, eine Partei von großem Einfluß, die ihren Dichter in jeder Weise zu ehren und zu heben sucht. Er hat jetzt seinen ganzen Sinn darauf gesetzt, ein großer Politiker zu sein, und wie er in der Poesie vorzugsweise der Damendichter ist, so scheint er auch hier die Rolle eines Damenpolitikers sich auszubilden, indem er mit einem gewissen sentimentalen Anstrich sich wie ein Schooßhündchen allen Parteien an die Brust legt und ihnen liebkost. Lamartine wollte eine ganz neue Stellung in Frankreich einnehmen und begründen, seitdem er in die Deputirtenkammer getreten, und nimmt deshalb, wie es zu erwarten stand, darin gar keine Stellung ein. Er hat sich allerdings bei mehreren Gelegenheiten das Verdienst erworben, unparteiisch zu sein, indem er in der Kammer ohne Unterschied bald der linken, bald der rechten Seite zu Gunsten sich ausgesprochen. Dies Streben, einen Standpunct über allen Parteien einzunehmen und beim Abgeben seiner Mei-

nung jedesmal nur der innern und allgemeinvernünftigen Ueberzeugung zu folgen, ist edelmüthig genug, wenn es auch gar keinen ritterlichen Eindruck macht. Wenn man Lamartine als Politiker in der Deputirtenkammer reden hört, sollte man glauben, er habe unsere deutschen Familienromane von Lafontaine fleißig studirt, oder er sei ein edler Familienvater aus einem Stück von Iffland, der jetzt in Frankreich Deputirter geworden, um alle Parteien zu sänftigen. Auf eine gewisse politische Rührung scheint es Lamartine als Redner abzusehen, ich sah neulich, als er für das Disjunctionsgesetz sprach, alle Augenblicke nach der Damentribune hinauf, ob nicht die schönen Augen alle sich in den Schnupftüchern verhüllten, aber es scheint doch, als wäre die Epoche der politischen Sentimentalität noch nicht ganz vollkommen ausgebildet in Frankreich, wieviel auch Louis-Philipp selbst schon dazu beigetragen haben mag. Gäbe es viele Geister, wie Lamartine, in Paris, so würde sich bald hier Alles in Wohlgefallen auflösen, denn auch die neosociale Schlange hat dieser Dichter neuerdings in einen harmonischen und frommen Schlaf einzulullen gesucht. Der gute Lamartine, man muß ihn liebgewinnen! —

4.

Paris, den 5. Mai 1837.

— Lieber Freund! Ich streue Ihnen einige gelbe Immortellenblätter auf meinen heutigen Brief, denn es ist der fünfte Mai und der Todestag Napoleons! Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen erzähle, wo, wie und auf welche Weise ich diese Todesfeier beging; hören Sie darum mein Abenteuer!

Ich schlenderte heut zur Porte St. Martin hinaus, bei der mir immer die benachbarten dramatischen Gräuel der romantischen Schule zu meinem Leidwesen einfallen, und suchte dann in dem gewerbtreibenden Faubourg St. Martin die Hausnummer 59 zu erreichen. Dort ist die neufranzösische Kirche des Abbé Chatel, die église catholique française, in welcher heut Mittag ein feierliches Todtenamt für Napoleon gehalten werden sollte. Man tritt in ein Haus, an dem neben andern Schildern von Schuh-

machern und Mützenfabrikanten auch ein Schild: **Eglise catholique française** hing. Ich fragte in dem Mützenladen, wo hier die Kirche sei, und man wies mich mit großer Gefälligkeit auf den Hof. Dort fand ich auch, **vis-à-vis** von einem Hufschmidt, den Eingang zur Kirche, über dem eine dreifarbige Fahne flatterte. An der Thür standen einige Mädchen, welche die **Immortelle du Grand Napoléon** mit lautem Geschrei zum Verkauf ausboten, und da ich sah, daß alle Gläubigen, welche hineintraten, sich mit dieser schönen Blume zierten, so that auch ich desgleichen und steckte mir die Immortelle des großen Napoleon in mein Knopfloch. Im Innern der Kirche sieht man noch deutlich an allen Spuren, daß hier eine Scheune zum Tempel benutzt worden, und wenn man dies trostlose Innere oder vielmehr Aeußere der neufranzösischen Kirche betrachtet, so begreift man, warum diese so außerordentlich vernünftige Gemeinde, die den Papst nicht anerkennt, noch den Bischof von Paris, und welche die Messe in französischer Sprache hält, keinen größern Erfolg in Paris hat davontragen können. Was bei den Franzosen nicht fashionable aufzutreten vermag, hat von vorn herein die Partie verloren, wenn der Kern der Sache auch noch so vortrefflich ist. Man ist hier in Paris im Stande, auf neue und große Ideen sich

einzulassen, aber die größte Idee geht hier verloren, wenn sie in einem bettelhaften Aufzuge hervortritt. Der Abbé Chatel hat den großen Fehler begangen, daß er es bei der Gründung seiner neuen Kirche versäumte, sich mit reichen Banquiers in Verbindung zu setzen, um den Fortschritt der Vernunft durch Capitalien zu unterstützen. Wehe dem Reformator der Welt, der heutzutage nicht zugleich ein finanzielles Talent besitzt! Selbst ein Luther würde unter den heutigen Weltzuständen nichts ausrichten, wenn er nicht zu gleicher Zeit Banquier wäre!

Die neufranzösische Kirche hätte vielleicht längst dem römischen Katholizismus bedeutende Gefahr gedroht, wenn sie — Geld besäße! Jetzt aber wohnt sie verborgen und zurückgezogen in einem dunkeln Stalle, dessen kahle Holzwände grell genug gegen alle römisch-katholische Glorie protestiren, und wo sich als Gemeinde meistentheils nur ein armes zerlumptes Vorstadtpublikum, Soldaten, Kinder und alte Frauen, versammelt. An den Wänden hängen einige wenige Bilder vom geringsten Werth umher, statt des Altargemäldes erblickt man einen Kupferstich, dem zu beiden Seiten mit großen Buchstaben die Inschriften: **Gloire et Patrie** auf einer Fläche von Papparbeit prangen. Eine kleine hölzerne Kanzel und gegenüber eine Miniaturorgel hat die fran-

zösisch-katholische Kirche erreicht. Heut sah man noch in der Mitte des Saales einen schwarzen Katafalk aufgerichtet, mit Adlern und Fahnen umgeben und der Inschrift: **Le Grand Napoléon.** Auf dem Sarge erblickte man den kaiserlichen Hut und Degen, und außerdem war in jeder Ecke und auf jedem Tuchzipfelchen, wo sich nur Platz dazu fand, der Buchstabe N angebracht. Nachdem die ziemlich unruhige Gemeinde sich einigermaßen gesammelt und auf ihren Sitzen eingerichtet hatte, trat endlich der Abbé Chatel mit noch einem andern Priester und den Chorknaben aus einem Verschlag heraus, welcher zur Sacristei zu dienen schien. Chatel ist ein Mann mit einfachen kräftigen Zügen, einer stolzgehobenen Gestalt und nicht ohne Würde in seinem Auftreten. Mit einer eisernen, energischen Stimme begann er das Gebet und hielt dann die Todtenmesse für den großen Napoleon ab, die in bestimmten Formen in dem Eucologe dieser Kirche vorgeschrieben ist und an jedem Jahrestage dieser Feier regelmäßig wiederkehrt, denn die neufranzösische Kirche hat sich den Napoleon zu ihrem eigentlichen Patron und Schutzheiligen erkoren. Ich will Ihnen diese Messe mittheilen, wie sie sich in dem **Nouvel Eucologe à l'usage de l'église catholique française** angegeben findet.

Zuerst beginnt das Eingangsgebet:

Père de tous les hommes! protecteur des nations! par ton pouvoir, au siècle dernier, un grand homme apparut parmi nous! par toi, il fut destiné à faire le bonheur de la France! Son vaste génie devait la rendre célèbre et déjà, du couchant à l'aurore, on l'appelait la grande nation! — Si le noble tâche du grand homme n'a pu s'accomplir, il a du moins donné le noble signal d'une haute civilisation, et les peuples l'ont compris! — Gloire te soit rendue pour tes bienfaits.

Darauf das Gebet der Gemeinde:

Sur son front s'entassèrent les couronnes, et ces brillans fardeaux ne firent point courber sa noble tête! Tu soutenais sa force, ô Seigneur! car il porta longtemps sans faiblir ce poids accablant, et tu le protégeais pour le bonheur de la France! Que nous t'en rendons grâces, ô Seigneur adoré!

Nun beginnt die Epitre aux Chretiens:

Mes frères, célébrons l'anniversaire de l'homme le plus grand peut-être qui soit jamais sorti des mains du Créateur! Sa renommée nous apparait étincelante de cette gloire humaine que dispense à son gré celui qui est la source feconde de toute gloire et de toutes vertus! Toulon! Lodi! Arcole! Montebello! Pyramides! Marengo! Ulm! Austerlitz! Eylau! Friedland! Essling! Wagram!

chacun de ces mots sonores forme un des principaux rayons de son éclatante auréole, et retrace, à nos coeurs français, le souvenir d'une victoire! Quelques rayons obscurcis nous offrent, il est vrai, les mots sinistres d'invasion et de Waterloo, mais, malgré le crêpe funèbre qui les couvre, Fleurus et Montmirail leur reflètent assez de gloire, pour éclipser encore celle de tous les ennemis qui se réunirent pour renverser le grand homme, et employèrent tant de honteux moyens pour accabler cet être prodigieux dont le pied foula si souvent leurs couronnes; qui, s'il n'eût jamais commandé qu'à des Français, eût soumis le monde et assuré le bonheur des peuples, idée sublime que caressait sa grande âme, et que son génie et son mâle courage eussent réalisée, si l'affreuse trahison de ceux qui lui étaient le plus chers ne fût venue borner, dans sa course immense, le grand, l'immortel Napoléon! Il était homme; comme tel, il commit des fautes, et ces fautes, ô mes Frères, ont été grandes; mais opposons-leur son génie, le Code civil, le port de Cherbourg, celui d'Anvers, les routes miraculeuses du mont-Cenis, celle du Simplon, la France, si grande et si glorieuse, quand il la conduisait à la victoire, et croyons que si ses grandes actions et ses fautes ont été pesées

dans l'immortelle balance, l'âme du grand Napoléon doit jouir dans le sein de Dieu, du bonheur qui récompense la vertu dans le céleste séjour!

Dann der Gesang der Gemeinde, der in der That etwas Rührendes hatte:

Napoléon n'est plus, une froide poussière
Est ce qui reste, hélas! à cet illustre nom!
Français! ce roi des rois n'est plus qu'un peu de terre!
Donnons un souvenir au grand Napoléon!

A tes mânes, salut! toi qui fis de la France,
Quand tu la gouvernas, la grande nation!
Les coeurs de tes hauts faits gardent la souvenance,
Et disent: Gloire, honneur au grand Napoléon!

Si tu fus un héros dans les champs de carnage,
Ton coeur connut aussi la douce émotion
Que cause le bienfait quand il est notre ouvrage!
Tendre et doux souvenir au grand Napoléon!

Quand les aigles du tien furent les tributaires,
Aux peuples, de tes lois ta main offrit le don;
Et ceux pour qui brillaient leurs clartés tutélaires,
S'écriaient: Gloire, honneur au grand Napoléon!

Trahi, persécuté par un destin barbare,
Sur un rocher désert un cruel abandon
A fait briller en toi la grandeur la plus rare!
Honneur, cent fois honneur au grand Napoléon!

Ah! puissions-nous bientôt au pied de ta Colonne
Sur ton urne funèbre inclinant notre front,
Répéter, en t'offrant une simple couronne:
Eternel souvenir au grand Napoléon!...

Darauf folgt wieder ein Gebet:

O mon Dieu! tu proportionnes les forces de l'homme au fardeau que tu lui destines, quand il vient remplir sa carrière mortelle! Si Napoléon a dépassé les bornes dans lesquelles le génie qu'il tenait de ta bonté aurait dû se renfermer, daigne le lui pardonner, ô mon Dieu! et ne l'attribuer qu'à l'imperfection de notre nature!

Alsdann wird die Stelle aus dem Evangelium des Marcus verlesen: Wahrlich, ich sage euch, Einer unter euch, der mit mir isset, wird mich verrathen! woran eine Auslegung in Bezug auf Napoleon geknüpft wird, die etwas bei den Haaren herangezogen erscheint. Gebete und Lieder, von demselben Zuschnitt und Inhalt, wie die bereits angeführten, beschließen diese feierliche Todtenmesse für den großen Napoleon. —

Bei aller Widersetzlichkeit gegen den Papst hat der Abbé Chatel doch nicht verschmäht, der römisch-katholischen Kirche einige Lichtereffecte abzuborgen, die freilich zu der sonstigen protestantischen Dürftigkeit seines Tempels einen etwas lächerlichen Contrast machen. Er hat nämlich in dem Dache einige Klappen angebracht, die von Zeit zu Zeit aufundzugezogen wurden, um bei besonders feierlichen Stellen der Messe eine magische Beleuchtung zu verbreiten.

Alsdann bestieg Abbé Chatel die Kanzel und begann die **Oraison funèbre du grand Capitaine** zu halten. Er fing damit an zu behaupten, daß Das, was den großen Napoleon so groß gemacht, außer seinem Genie, besonders der Glaube gewesen sei! Napoleon habe zwar nicht Alles geglaubt, was die Priester von Damals und Heut gepredigt, und darin habe er Recht gehabt, darin sei er eben der große Napoleon gewesen! Napoleon habe sich, wie im Handeln, so auch stark und groß im Glauben bewiesen und er habe gestrebt, den Katholizismus auf die wahre und einfache Basis des Christianismus zurückzuführen! Darin sei Napoleon unser Vorbild, das Vorbild der französisch-katholischen Gemeinde, und sein großes Muster fordere uns auf, ebenso stark und muthig, wie er jederzeit war, unsern Widersachern, die in unserm Werk uns hindern wollten, zu widerstehen. Die französisch-katholische Kirche führe also eigentlich aus, was der große Napoleon gewollt habe! Dann folgte ein Vergleich Napoleon's mit Christus; auch Napoleon sei **presque divin**. Napoleon habe durch seinen Gedanken einer Universalmonarchie in politischer Hinsicht ein gleiches Ziel angestrebt, wie Christus, der in der Idee seiner göttlichen Natur das ganze Reich der Welt aufzulösen und zu concentriren getrachtet und gelehrt habe.

So wird denn Napoleon gewissermaßen zum Christus der Politik, aber der Redner hütete sich wohl, sich dabei in mystische Gedankenspielereien zu verlieren. Er ging vielmehr plötzlich in einem etwas prosaischen Tone auf die äußern Schicksale und ökonomischen Verhältnisse der neufranzösischen Kirche über, und meinte, daß die Gemeinde in der letzten Zeit doch nur Fortschritte gemacht. Diese Behauptung fiel mir auf, weil ich kurz zuvor gehört hatte, daß der Abbé Chatel die Miethe nicht mehr bezahlen könne für seine Kirche, und er deshalb eine Subscriptionsliste bei seinen Anhängern umhergehen lasse, weil der Eigenthümer des Saales gedroht, den **temple catholique français primatial** zu schließen. Indeß zeigte Chatel wenigstens hier auf der Kanzel noch einen ziemlichen Muth, und kündigte an, daß die Behörde ihnen jetzt erlaubt habe, einen größeren Tempel zu bauen, wenn es die eigenen Mittel der Gemeinde gestatteten. Zugleich bemerkte er, daß in der Sacristei dieser Kirche, sowie auch in den Departements, Subscriptionslisten ausgelegt seien, auf denen sich jeder ihrer Anhänger einzeichnen solle, um die Zahl ihrer Gemeindemitglieder dadurch festzustellen. Er fügte hinzu, die französisch-katholische Kirche habe es nie darauf abgesehen, Proselyten zu machen, doch habe man die erfreuliche Wahrnehmung

machen können, daß einzelne Personen und ganze Familien aus den entlegensten Vierteln der Stadt, ja mehrere Lieues weit aus der Umgegend, regelmäßig alle Sonntage herkämen, um den gottesdienstlichen Versammlungen in dieser Kirche beizuwohnen. Es sei freilich gesagt worden, daß die Besucher ihrer Kirche mehr aus Neugierde, als aus einer innern Ueberzeugung und Bedürfniß hier einträten. Er bitte aber Jeden, in dem Raum, in dem sie sich befänden, sich recht umzuschauen, und zu urtheilen, ob man hier zur Befriedigung seiner Neugierde sich einfinden könne? Dies sei hier ihre Primatialkirche, ihre Kathedrale, ein wahres Bethlehem, in dem Christus auf armseliger Krippe geboren wurde! Hier entstand eine allgemeine Heiterkeit in der Kirche, diese Wendung machte durch die ironische Größe ihrer Selbstverläugnung Glück, und man lachte laut, ohne gerade Rücksicht darauf zu nehmen, daß man sich in einem Tempel befand. Zum Schluß entschuldigte sich noch der Abbé Chatel, daß er diese seine Rede habe improvisiren müssen, weil er allzusehr beschäftigt sei, um sich vorbereiten zu können, indem der ganze Confirmandenunterricht und so viele andere Mühwaltungen der Gemeinde allein auf ihm lasteten. —

Es ging in der Kirche sehr unruhig zu und man

wurde in der Aufmerksamkeit und Andacht für die Predigt dieses radicalen Propheten mehrmals unterbrochen. Alle Augenblicke mußte man Geld bezahlen; erst zwei Sous für den Stuhl, den man einnahm, was von einem nicht gerade sehr feierlich angezogenen Dienstmädchen gesammelt wurde, dann kam ein anderes viel hübscheres und sehr elegant gekleidetes Mädchen, das ein seidenes Mützchen umhertrug, worin sie abermals Geld einforderte, ich weiß nicht wofür, vielleicht um die Miethe der französisch-katholischen Kirche zu bezahlen. Dann wurde für die Armen Geld eingesammelt und zuletzt mußte man noch für die neufranzösische Kirche etwas in eine Büchse werfen. Nach Beendigung seiner Predigt aber trat der Abbé wieder vor den Altar, und begann von dort aus die feierliche Handlung für den großen Napoleon, indem er sich in Prozession mit einem andern Priester und den Chorknaben dem Sarkophag näherte. Vor diesem wurde nun ein feierliches Gebet gesprochen und nachher der Sarg von vier Seiten durch die Priester geweiht. Darauf gingen die anwesenden Gemeindemitglieder in festlichem Aufzuge dem Sarkophag vorüber, indem jeder das Weihrauchfaß in die Hand nahm und einen vorn am Sarge angebrachten Kupferstich (oder Lithographie), worauf der Kaiser zu Pferde abgebildet

war, bestreute. Ich bemerkte doch einige alte Soldaten, welche Thränen in den Augen hatten und augenscheinlich von gewaltiger Erinnerung befallen waren: charakteristische Häupter von des Kaisers Garde, deren Gesichterschnitte so gut historisch geworden sind wie ihre Thaten, und die man in dieser Andacht für ihren Kaiser, der ihr einziger und alleiniger Gott war, nicht ohne Rührung betrachten konnte. —

Als ich die Kirche des Abbé Chatel wieder verließ, mußte ich mir gestehen, daß sie ein besseres Schicksal verdiente, als auf diese Weise in einem entlegenen Winkeldasein zu verkommen, was doch bei ihrer Abgetrenntheit von dem eigentlichen französischen Leben gegenwärtig ihr Loos zu werden scheint. Chatel ist allerdings ein bloß praktischer Kopf von einer einfachen und volksthümlichen Bildung, und er verstand es entweder nicht oder er hat es verschmäht, seine Kirche mit eigentlichen Zeittendenzen, mit speculativen, neusocialen und st. simonistischen Richtungen in einen Zusammenhang zu setzen, ob sich gleich das Gebetbuch der von ihm gestifteten Gemeinde auf dem Titel als „Reforme radicale" ankündigte. Es ist ein einfacher gesunder Liberalismus, der sich im Abbé Chatel auf die Religion angewandt hat, um die Folgen der Julirevolu-

tion in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche hinüberzuleiten, die natürlich dann aufhören mußte, eine alleinseligmachende zu sein. Dies Werk verrichtete er, zwar mit großer Kühnheit, aber zugleich auf eine so naive und unbefangene Weise, als könne es gar nicht anders sein und als sei weiter kein Aufhebens davon zu machen, daß er den Papst und das ganze römische Wesen durch einen Schlag beseitigte. Die demokratisch-katholische Kirche, wie sie der Abbé de la Mennais mit Papst sich geträumt, zeigt sich jetzt auf dem Faubourg St. Martin ohne Papst verwirklicht, aber weder diese noch jene Erfindung will hier Glück machen, und während die religiöse Demokratie des La Mennais in einen transcendenten und idealen Nebel sich verflüchtigt, muß die des Abbé Chatel, die den Boden der Wirklichkeit erreicht hat, in dieser Wirklichkeit Hungers sterben und in einer armseligen Hofwohnung verschmachten. Chatel ging auf die einfachste Weise von der Idee der bürgerlichen Freiheit aus und suchte danach das Reich Gottes auf Erden zu gestalten, indem er an die Stelle des Papstes gewissermaßen die Volkssouverainetät als das höchste Recht und die höchste Macht auch in den göttlichen Dingen setzte. So brach er mit den wesentlichsten römisch-katholischen Traditionen und der Papst schleuderte einen Bannstrahl gegen die neue

Kirche, deren erste Eröffnung im August 1830 geschah. Theilweise verbündete sich auch damals die französische Oppositionspresse mit der Freiheit der Kirche, welche der Abbé Chatel predigte, und er fand einige Journale, die seine Auflehnung gegen den Papst, und was daraus folgte, verfochten und unterstützten. Diese Sympathie mit der Tagespolitik hätte der neue Reformator durchgreifender benutzen und ausbeuten müssen, um seiner Kirche eine mächtige und nothwendige Grundlage in der Zeit zu verschaffen. Man muß erstaunen, wenn man in der Confession dieser kleinen französisch-katholischen Gemeinde bereits die wichtigsten Fortschritte des menschlichen Geistes als eine Thatsache in das kirchliche Leben aufgenommen findet, wenn man darin den Cölibat, die Ohrenbeichte, das Fasten, die Verehrung der Heiligen vernichtet, das Latein aus Rom beim Gottesdienste abgeschafft und die individuelle Vernunft in ihren verschiedenartigen Offenbarungen als das höchste Gesetz des Glaubens anerkannt sieht. Wenn man aber betrachtet, wie vereinzelt und dürftig diese Heerde mit ihrem musterhaften Glaubensbekenntniß in Frankreich lebt, so muß man sich sagen, daß es unserer Zeit nicht darauf ankommt, eine neue Erfindung in der Gestaltung des kirchlichen Lebens zu machen, sondern daß ihr über der specu-

lativen Bewegung des religiösen Geistes, um die es ihr jetzt wesentlich zu thun ist, die Ausbesserung des sichtbaren Wohnhauses, in dem unser Glauben bisher zur Miethe wohnte, gleichgültig geworden. Auch hat namentlich in Frankreich das religiöse Bedürfniß mit dem politischen keineswegs gleichen Schritt gehalten, sondern die Politik hat vielmehr auch die Religion in sich verschlungen und aufgesogen, ohne freilich noch jene beseligende und Alles durchdringende Einheit im Staatsleben zu gewähren, welche ihrerseits die Religion zur Zeit, als sie im Mittelalter die Welt beherrschte, den Gemüthern der Menschheit darbot. Die Sehnsucht nach Erlösung ist aber in der Politik jetzt stärker geworden als in der Religion; vielleicht daß durch alle diese Bestrebungen endlich ein organischer Zustand hervorgerufen wird, in dem die politische Freiheit wieder der Religion bedarf, um sich die höchste sittliche Ausbildung zu geben. Dasjenige religiöse Element aber, welches der politischen Freiheit widerstrebt, wird dabei für immer ausgeschmolzen werden aus dem Herzen der Menschheit, und Gott offenbart sich lieber freien und glücklichen Creaturen, als verzagten und verkommenen, die den Stempel der Schande an der Stirn tragen. Diejenigen Franzosen jedoch, die noch heutzutage lebhaften religiösen Sinn und ein wesentliches Bedürf-

niß nach der Kirche haben, sind alle ächte Katholiken, welche auch noch der römischen Hierarchie eine höhere Bedeutung abzugewinnen verstehen und deshalb der protestantisch gearteten und illusionslosen Kirche des Abbé Chatel niemals eine Annäherung an sich verstatten werden. Diese französisch-katholische Kirche ist daher dem eigentlich religiösen Theil der französischen Bevölkerung fremd geblieben und wird von demselben als eine gewissermaßen unanständige Neuerung verachtet. Dem von Frömmigkeit erfüllten Franzosen kann man in seinen katholischen Kirchen, namentlich in der am zahlreichsten besuchten **Eglise St. Roche**, eine große Inbrunst der Andacht ansehen und er bedarf dabei jener dunkeln und geheimnißvollen Region der Gefühle, wie sie der Katholizismus ihm aufschließt, und in die er sich vor der Wirklichkeit hineinrettet und einhüllt. Die Frivolität und Zerstreuung des Lebens hat hier auf der andern Seite einen so absoluten Gegenhalt nöthig, als der Katholizismus ist, der den leeren Herzen und den mattgestürmten Nerven wenigstens einen religiösen Schauer einjagt und die Sünde in den Beichtstuhl nimmt, um ihr ihre Last abzuheben und sie zu stärken zu neuem Lebenstaumel. Darum findet auch die Neuerung des Abbé Chatel, die Messe in französischer Sprache zu lesen, weniger Anklang

als man sich denken sollte, denn das religiöse französische Gemüth, das in der Kirche einer ganz andern Welt begegnen will als draußen in seinem gewohnten Leben, hört sich an dem Latein aus Rom eine mystische Andacht heraus, in welcher ihn der Klang seiner täglichen Umgangssprache, der ihn wieder an seine Sünden, Genüsse und Beschäftigungen draußen mahnt, stören würde. Und doch hat auch die französische Sprache ihre religiösen Klänge, denen man das Erbauliche gewiß nicht absprechen kann. —

Diese Gedanken, wie ich sie Ihnen hier mittheile, äußerte ich ungefähr gegen Herrn Mignet, dem ich heut meinen Besuch machte, nachdem ich die Kirche des Abbé Chatel verlassen, und der das Gespräch von selbst auf diese Gegenstände brachte, da er jetzt mit einer ausführlichen Geschichte der Reformation beschäftigt ist. Dies wird ein großes historisches Werk werden, das in zehn Bänden erscheinen soll, wovon der erste lediglich zur Einleitung eine allgemeine Geschichte des Christianismus in seiner kirchlichen und politischen Entwickelung befassen wird. Man muß gestehen, diese Aufgabe hat für einen Franzosen etwas Riesenhaftes, besonders wenn sie bloß im pragmatischen Geiste ausgeführt werden soll, wie dies von Herrn Mignet nicht anders zu erwarten ist. Die Reformation ist

keine Epoche für den französischen Geist wie für den deutschen, dem sie etwas innerlich Einwohnendes ist, ein incisiver Einschnitt in das Leben seiner Geschichte, durch den ganz neue Gestaltungen des deutschen Daseins, wenn auch keineswegs glücklichere, entstanden. Die Reformation hat in Deutschland mehr eine politische und intellectuelle, als eine religiöse und christliche Bedeutung. Ihren volksthümlich liberalen Charakter kann man nicht hoch genug anschlagen, besonders da er unter dem religiösen Stempel sogar die deutschen Fürsten beschlich und sie zu einer nationalen Begeisterung entflammte. Die Reformation schlang das erste freie und geistige Band zwischen Fürst und Volk in Deutschland, und träufelte das erste ätzende Gift der Intelligenz auf den feudalen Geist, um ihn zu zerstören. Der dritte Stand der Gesellschaft in Deutschland wurde durch die Reformation bei weitem früher zu einem selbständigen Bewußtsein angeregt, als in Frankreich, wo er die Sünden des Adels und des Clerus länger auf seinem Nacken trug, ohne an Freiheit weder in seinem Glauben noch in seinem Handeln zu denken. Die Völker hätten frei werden können durch den Protestantismus, ohne auf die französische Revolution zu warten, die den dritten Stand in die Schranken der Geschichte rief. Aber das politische

Element des Protestantismus bildete sich zu langsam und unentschieden aus, und ein neues Uebel, das die deutsche Reformation hervorgebracht, der protestantische Pietismus, lullte die Gemüther wieder in süßen Schlaf der Knechtschaft, indem die reale Gegenwart mit ihren Rechten zurücktreten mußte gegen einen jenseitigen Himmel, auf den alles Gute und Schöne verschoben war. Man muß das unglückliche historische Naturell der Deutschen, die Macht des deutschen Familienlebens, die Schwäche und Größe des deutschen Herzens, die Gewalt der wissenschaftlichen Vertiefung in diesem Volkscharakter ermessen und beurtheilen können, um eine Geschichte der Reformation zu schreiben, die Deutschland als den Ausgangspunct einer Bewegung nimmt, welche überall nur fragmentarische Resultate erzeugt hat. Es gehört tiefe Gelehrsamkeit, philosophischer Witz und eine großartige historische Wehmuth dazu, um eine Geschichte der Reformation zu schreiben und die tragischen Velleitäten des menschlichen Geschlechts darin abzuzeichnen. Aber im bloß pragmatischen Sinne auseinandergelegt, muß sie lediglich eine langweilige und gräuelvolle Schattenseite der Weltgeschichte darstellen, doch giebt es in dem außerordentlichen Talent des Herrn Mignet eine Eigenschaft, durch welche er oft das zu ersetzen vermag,

was ihm an philosophischem Geist in seinen Geschichtsdarstellungen gebricht. Zwar fehlt ihm bei seiner Unkenntniß unserer Sprache sehr bedeutend der Ertrag deutscher Wissenschaft und Forschung, obwohl er durch einige junge Hülfsarbeiter, die ihm zur Seite stehen, sich mehrere deutsche historische Werke zu seinem gegenwärtigen Zweck übersetzen und ausziehen läßt, aber es ist ganz etwas Anderes, wodurch Mignet seiner Geschichtschreibung einen eigenthümlichen Gewinn zuführt, die oft überraschende Resultate gewährt. Dies ist die große Kunst der Darstellung, die ihm eigen ist, und wodurch er sich auf eine schöpferische Weise so sehr zum Dichter seines Stoffes macht, daß er zugleich der Herr aller Elemente desselben zu werden scheint, mögen dieselben auch noch so sehr in der Tiefe verborgen liegen. Es ist nämlich nicht zu läugnen, daß die Symmetrie, mit welcher er seinen Stoff zerlegt, und die nicht bloß etwas Aeußerliches ist, sondern auch eine innere Bedeutung gewinnt, das Philosophische bei ihm oft auf eine eigenthümliche Weise erreicht und vertritt. Denn diese Symmetrie, wenn sie die Theile ihres Gegenstandes wirklich dergestalt ordnet, daß jedem durch seine Stelle auch sein inneres Recht erschöpfend widerfährt, kann allerdings zu etwas Logischem wer-

den, das auch den geistigen Verhältnissen des Stoffes genugthut; aber es ist immer mißlich, wenn der zufälligen Geschicklichkeit des Talents Das überlassen bleibt, was die Sache des Prinzips sein soll. Doch muß man sich verwundern, was das Talent Alles vermag, wenn man Mignet's Schriften unter dem Gesichtspunct, den ich bezeichnete, ansieht. —

Mignet ist bei uns in Deutschland als Historiker fast berühmter als in Frankreich, obwohl er hier, als Vorsteher des Archivs, eine herrliche und bedeutende Stellung einnimmt. Er wohnt in der **Rue des Capucines**, in einem Hause, welches Napoleon als erster Consul bewohnt hat, nahe dem Place Vendôme, der jetzt die schöne Säule des Kaisers trägt. Ich wüßte kaum einen liebenswürdigeren Franzosen als Herrn Mignet, dessen Persönlichkeit von der einnehmendsten Art ist; er ist ein Mann mit einem schönen und charaktervollen Kopf, der ihm etwas außerordentlich Anziehendes giebt, und alle seine Gebärden tragen den Stempel einer geistvollen Freundlichkeit. Unsere Unterhaltung fiel zuletzt auf die Sprache und namentlich auf die Geeigentheit der französischen für die Geschichtschreibung. Herr Mignet ist ein Orthodox in der Sprache, und hält die neuesten Abweichungen und Freiheiten, die sich darin in Frankreich kundgegeben, keineswegs für

Bayerische
Staatsbibliothek
München

einen Fortschritt, sondern vielmehr für eine tadelnswerthe Ausartung von dem ursprünglichen Organismus. Er behauptet, die französische Sprache habe sich in ihrem eigensten Wesen durchaus nicht verändert und müsse auch in dieser ihrer Unantastbarkeit aufrecht erhalten werden. Eine Prosa, wie sie Balzac schreibt, wo deutsche Unbestimmtheit und vague Allgemeinheit des Ausdrucks in die französische Sprache einzudringen anfängt, gilt ihm für eine Neuerung, die über das Naturell der Sprache hinausgeht, und dasselbe abschwächt und verzerrt, aber nicht kräftigt. Die logische und individuelle Bestimmtheit der französischen Sprache hat allerdings große Vorzüge voraus vor der deutschen, die so vielfach schillernd und verallgemeinernd ist wie der deutsche Charakter; diese Vorzüge soll man nicht verloren gehen lassen durch eine phantastische Zerflossenheit in der Behandlung der Sprache, aber es fragt sich, ob die Begränztheit, die ebenfalls darin liegt, nicht aufgehoben werden kann durch die geniale Willkür des Gedankens, die sich mit den Sprachgesetzen vermählt? Ein anderes Mal mehr über diesen Gegenstand! —

Bayerische Staatsbibliothek München

5.

Paris, den 8. Mai 1837.

— Heut, mein Theuerster, ist ein großer weltgeschichtlicher Tag in Paris, Sie müssen den Moniteur vom heutigen Datum lesen! Derselbe enthält nichts Geringeres als die Ordonnanz, durch welche Louis-Philipp die längsterwartete Amnestie ausspricht für die politischen Gefangenen; erst jetzt, etwas spät, es ist allerdings wahr, aber selbst in diesem erst jetzt will Louis-Philipp zeigen, wie klug und geschickt er ist! Die Amnestie erfolgt erst jetzt, um, wie der Minister Herr Barthe in seinem Rapport andeutet, zu beweisen, daß diese Amnestie nichts Anderes als ein Werk der Großmuth des Königs sei und auf keine andere Weise von den Parteien habe erlangt werden können. Die Radicalen sind doch etwas gerührt darüber, sie können es nicht bergen, und die Doctrinairs weinen Kroko-

dilsthränen aus Aerger. Gott weiß es, warum sich die Doctrinairs so unzufrieden anstellen mit einer Handlung der königlichen Großmuth, gegen die sich ihre eigene Theorie zwar lange genug gesperrt hat, die aber doch auch den Nachfolgern der Doctrin keinen großen Stein im Brette schaffen wird, sondern jetzt lediglich der Person des Königs zugutkommen soll, der gegenwärtig als Hochzeitsbitter bei der Vermählung des Herzogs von Orleans fröhliche Gesichter erblicken will im Garten der Tuilerieen, wenn er zum Fenster hinaussieht. Der Abbé de la Mennais behauptete aber in seinem Journal **Le Monde**, es sei keine Amnestie, sondern nur eine Gnade, was Louis-Philipp bewilligt habe, und das Charivari jubelt ganz ausgelassen darüber, daß wir doch nun endlich im Jahre der Gnade 1837 lebten! Eine Amnestie ist es allerdings nicht, weil nicht alle politischen Verbrecher, die an den Sünden dieser Zeit zu Sündern geworden, darin eingeschlossen sind, sondern nur diejenigen, welche sich dermalen in den Gefängnissen in Haft befinden und ihr Urtheil erhalten haben. Alle Anderen, die flüchtig geworden und ausgewandert auf fremder Erde leben, haben seltsamer Weise keinen Anspruch auf diese Hofgunst, der man den Namen Amnestie gegeben. Eine Amnestie aber muß einen unum-

schränkten und nationalen Charakter annehmen und aus dem höchsten Gesichtspunct gegeben werden, auf dem jede bloß persönliche Stimmung aufhört, sonst verliert sie ganz und gar ihre Bedeutung für den allgemeinen Zustand und erniedrigt Die, welche dadurch aufgerichtet werden sollen.

Unserer Zeit kommt es zu, Amnestieen zu ertheilen, und ihr eigener Vortheil erheischt es, mit den Elementen, aus deren Streit sie hervorgegangen und sich gebildet hat, nicht als grausamer Henker zu rechten, sondern sich derselben vielmehr durch Versöhnung zu versichern. Die Amnestie muß als Friedensregenbogen über einer Zeit aufgerichtet werden, in der Keiner so rein ist, daß er den ersten Stein aufheben kann und die uns alle durch die Nemesis der Gegensätze bezwingt, welche uns unter den Händen und in unseren eigenen Herzen umschlagen. Die Regierungen müssen sich zu keinem Duell mit den Personen herabwürdigen, wo es sich um Ideen gehandelt hat, denn wo soll unsere Ehrfurcht vor den Autoritäten herkommen, wenn sich dieselben niedrigen Leidenschaften der Rachsucht überlassen, die unter allen Umständen gegen die Humanität unseres Jahrhunderts ist? Eine Bürgschaft für die höhere Natur des Menschen wird es sein, die Dialektik der geschichtlichen Elemente und die Personen, die in

ihre Wirbel hineingezogen waren, von Zeit zu Zeit aus einem allgemein vernünftigen, dem Egoismus sich entwindenden Standpunct anzusehn, und eine Regierung liefert den Beweis ihrer Stärke, wenn sie fähig ist, das philosophische Bewußtsein im Angesicht der Parteien zu vertreten. Alle Amnestie geradezu verweigern, ist freilich immer noch besser, als den Schein öffentlicher Verfolgung zu meiden, aber dafür geheime Giftpülverchen auf alle unsere harmlosen Wege zu streuen, woran unsere Personen langsam zu Grunde gehen müssen, wenn sie nicht eine moralische Stärke in sich selbst haben. In unserm philosophischen Deutschland ist, sollte man denken, das Werk der Amnestie, deren so manche Untersuchungsfragen bedürfen, gewiß viel leichter zu Stande zu bringen, als in Frankreich, wo der lauernde Heißhunger der Tagespolitik jeden positiven Moment, den man festhalten möchte, wieder verschlingt. Deshalb mag es schwer sein, für die Frage der Amnestie den bloß sittlichen Gesichtspunct aufzustellen, besonders unter Verhältnissen, wo die Regierung selbst nur eine Partei ist und als solche den Parteien gegenübersteht. —

Ich komme soeben aus der Deputirtenkammer, deren Sitzungen mir jedesmal die heftigste Aufregung verursachen, nicht sowohl durch den

Inhalt ihrer gegenwärtigen Verhandlungen, als vielmehr, weil ich ein Deutscher bin und mir die Augen übergehen vor diesem ganzen prismatischen Schauspiel, in dem sich das wesentlichste Leben einer großen Nation zusammendrängt. Hier in dieser Deputirtenkammer können Sie gewissermaßen die Architektonik der Parteien studiren und sich über die zierliche Symmetrie verwundern, mit der die Anarchie der Meinungen darin auf ihre verschiedenen Sitze vertheilt und gruppirt ist. Wenn man sich in dieser schönen Halbrotunde befindet, in der das Licht von oben herab durch eine Glaskuppel magisch hereinfällt, muß man sich zuerst fragen, ob man in ein Theater oder zu einer Volksversammlung gekommen, und dann muß man wieder staunen über diesen theoretischen Witz, mit dem sich die Parteinüancen in Weise der antiken Amphitheater ihre Plätze construirt haben. Der theatralische Eindruck ist gewiß nicht beabsichtigt, aber das ist eben die Ironie, die lächelnd über dem Ganzen schwebt, daß er dennoch hervorgebracht wird und ein zweideutig schillerndes Licht auf die Politik wirft, deren Werkstätte dieser Raum ist. Die ganze Zurüstung hat auch das vollkommene Ansehen eines Schauspiels, die Damen nehmen die ersten Bänke in den Tribunen ein und diese Galanterie ist sogar vorgeschrieben von der ga=

lanten Deputirtenkammer, denn überall steht es angeschlagen: **les premiers bancs sont reservés pour les Dames.** Man findet sich mit Operngucker und Lorgnette ein, und die Deputirten selbst bedienen sich dergleichen, um von ihren Plätzen aus während irgend einer langweiligen Debatte und Rede nach den Damentribunen hinaufzulugen. Indessen ist es spät geworden, Manche im Publikum haben sich der Lecture ergeben und durchblättern einen Roman oder eine Zeitung. Mittlerweile bemerkt man im Centrum vor den mit weißen Pulten versehenen Ministerbänken allmählig einzelne Gruppen von Deputirten. Dort tritt auch Herr Thiers herein, sieht sich nach dem Präsidentenstuhl um, der noch leer steht, lacht nach seiner Weise und dreht sich wieder um und geht. Nach einiger Zeit kommt er wieder und nimmt seinen Platz im linken Centrum ein, über der ersten Ministerbank. Nun haben sich nach und nach die Plätze gefüllt, Dieser sitzt und schreibt, Jener sieht Brochuren durch, Andere sprechen und gesticuliren in lebhaften Gruppen, der Lärm beginnt und das Publikum wird immer aufmerksamer. Da sehen Sie auch Herrn Guizot auf seinem alten Deputirtensitz, zu dem er sich mit stolzen Schritten heranbewegt hat, nachdem er gleichwohl an seinen Nachfolgern im Regiment mit freundlicher Be-

grüßung vorbeigegangen und ihnen die Hände geschüttelt. Endlich schreitet Herr Dupin heran und nimmt in seiner imponirenden Ruhe den Präsidentenstuhl ein, wodurch die Sitzung eröffnet ist. Perruque und Brille schattiren seltsam sein nicht einnehmendes aber frappirendes Gesicht, das streng, entschieden, überlegend, klug, denkend und handelnd zugleich aussieht. Er durchläuft einige Papiere, schreibt und unterzeichnet, während das Geschrei der Huissiers: **en place, Messieurs!** unzählige Male und mit schmetternden Stimmen ertönt, das aber von Niemanden gehört zu werden scheint. Nun schüttelt Dupin seine ungeheure Glocke, wendet sich dann wieder gleichgültig zu seinen Papieren, und der Lärm und die Privatgespräche der Deputirten dauern fort. Die beiden neben ihm stehenden Huissiers aber brüllen unaufhörlich: **Silence, Messieurs! Silence, Messieurs!** Der Präsident schüttelt noch einmal fürchterlich seine Klingel und wirft einen langen Blick auf die Versammlung, worauf endlich sich soviel Ruhe herstellt, um die Sitzung beginnen zu können. Es ist nicht zu läugnen, daß die Kammer sich zu wenig selbst disciplinirt und beherrscht und daß sie dadurch eine gewisse Würde einbüßt, die für eine constitutionnelle Volksversammlung wünschenswerth ist, aber man darf die Aeußerungen

der französischen Individualität nicht nach deutschen Maßstäben und Gewohnheiten beurtheilen, was freilich unsere Landsleute hier oft genug thun. Eine Art von Grausamkeit aber verräth sich in der französischen Deputirtenkammer durch ein förmliches System der Anarchie, das man annimmt, um durch Husten, Schnauben und Privatconversationen solche Redner oder solche Meinungsäußerungen, die man nicht aufkommen lassen will, von vornherein zu vernichten. Manche Redner hört die Kammer niemals an und es giebt freilich immer privilegirt langweilige Redner, die ein solches Schicksal verdienen. Ein derartiges Schlachtopfer besteigt gewöhnlich mit einem unendlich dicken Manuscript, dessen Anblick schon Schauder erregt, die Tribune, trinkt mindestens fünf Gläser Zuckerwasser bei seinem mehrere Stunden langen Vortrag aus, und läßt sich gar nicht stören, wenn auch die Unruhe in der Kammer alles Maaß übersteigt. Das eintönige: **Silence, Messieurs!** der Huissiers verklingt nutzlos dazwischen, Herr Dupin steht mechanisch alle zehn Minuten auf, klingelt und setzt sich wieder, wenige Secunden lang wird es danach ruhig, der Redner hat unterdeß sein Glas Zuckerwasser geleert, neugestärkt nimmt er sein Manuscript wieder vor, schnarrt weiter und der Lärm fängt mit dem Gegenstand von

Neuem an. Andere Redner, die wirklich etwas zu sagen haben, aber aus irgend einem Grunde keine Macht über die Kammer gewinnen können, bieten in dieser Weise ein ernsthafteres tragisches Schauspiel dar, das dem grausamen Anblick einer Thierhetze gleichkommt.

Diese Kammer hat jetzt in der öffentlichen Meinung ganz und gar ihren Credit verloren, und im Theater beklatscht man bei der Aufführung von Scribe's Camaraderie jedesmal mit einem stürmischen Enthusiasmus die Stelle, wo Edmond Deputirter werden soll und mit Besorgniß ausruft: cette position demande un si grand talent, worauf die muthwillige Zoe erwidert: vous n'avez donc jamais été à la chambre? Aber dieser Mißcredit der Kammer liegt in der ganzen gegenwärtigen Stellung der politischen Parteien, die ein gleißnerisches Nichts ist, und auch die nächste Deputirtenkammer, aus welchen persönlichen Elementen sie auch immer gemischt sein mag, wird das gesunkene moralische Ansehen der Debatte nicht wiederbefestigen können. Dazu kommt, daß sich immer mehr eine gewisse schöngeistige Charlatanerie des Parlamentskörpers hier bemächtigt und dadurch geht die Würde der Politik Frankreichs vollends in die Pilze. Es giebt jetzt keinen Schöngeist und Feuilletonisten in Paris,

welcher zu einigem Namen in den Journalen und Salons gelangt, der es nicht auch für Pflicht und Beruf erachten sollte und ein point d'honneur darein setzte, sich in die Kammer wählen zu lassen. Selbst das Männchen Jules Janin hebt sich jetzt auf seinen großen Zehen und schaut sehnsüchtig die Treppenstufen zu dem Palais Bourbon hinan, in dem er durch die neuen Wahlen Sitz und Stimme zu erlangen sich einbildet. Was soll aus der constitutionnellen Debatte in Frankreich werden, wenn sie auch noch Theaterrecensionen in sich aufnimmt? Für mich giebt es wahrlich nichts Traurigeres, als die augenblickliche französische Politik, in der sich zugleich soviel leere und windige Eitelkeit ausspricht, und ich glaube, diese Politik ist das Unglück von ganz Europa! Welch ein Jammer, daß wir unser eigenes politisches Bedürfniß und unsern Mangel an thatsächlicher Geschichte damit beschwichtigen müssen, die Debatte der großen Nüancen zwischen Guizot, Thiers, dem Tiers-Parti, den Doctrinairs und dem verantwortlichen und unverantwortlichen Minister-Conseil der Franzosen zu lesen? Diese dialektischen Zergereien zwischen den verschiedenen Meinungsnüancen, deren doch keine einzige mehr eine Substanz in sich hat, sind unsere politische Nahrung, mit der wir abgespeist werden und von

der wir nun schon seit Jahren fett werden sollen. Diese Dialektik hat aufgehört geschichtlich zu sein, wozu sie noch vor einigen Jahren den Anschein hatte, und ist jetzt nichts mehr als eine öffentliche Onanie der Politik, ein aus Schwachheit vollbrachter Selbstmord der Geschichte. In allen Aeußerungen, durch welche sich jetzt die französische Deputirtenkammer manifestirt, liegt etwas Grimassirendes, etwas von jener Natur der Giraffe, über die ich Ihnen neulich geschrieben habe, und deren symbolische Gestalt mir nun einmal an allen Orten hier aufstößt. Was in früherer Zeit die Maitressenwirthschaft in Frankreich gewesen, dies organisirte System von Buhlerei und Intrigue, das ist unter dem heutigen Regime die Dialektik der Parteien geworden, die eine psychologische Buhlerei mit den Verhältnissen und Grundsätzen an die Tagesordnung gerufen hat. Es ist dadurch eine Intrigue der Prinzipien aufgekommen, die nicht nur demoralisirend auf die öffentliche Meinung zurückwirkt, sondern schon an und für sich selbst die große Lüge bildet, welche man jetzt in der Welt die öffentliche Meinung nennt. Die Sophistik der Gegensätze welche jetzt nicht einmal mehr ächte Gegensätze sind, buhlt toller darauf los mit Volk und Staat und, umgarnt ränkesüchtiger Gesetz und Freiheit, als es

jemals eine Maitresse Ludwig's XIV. durch die ganze diabolische Komödie ihrer Reize gethan. Woran aber unser ganzes Zeitalter krankt, dies Uebel hat sich gegenwärtig in Frankreich gewissermaßen zu einem systematischen Zustand ausgebildet. Es ist dies, daß wir kein Gewissen für die Nachwelt haben, und daher auch nicht für uns selbst. Darum verfälschen wir unsere Gegenwart durch tausend Schwarzkünsteleien, die wir an den heiligsten Dingen und Gestalten verüben, und überliefern der Geschichte eine verzerrte Epoche, die über sich selbst ein heuchlerisch künstliches Netz gesponnen. Das Bestreben, zu verfälschen, ist so groß bei uns, daß man im Stande ist, Biographieen und Nachlasse unserer ausgezeichneten Männer herauszugeben, in denen die wahre Gestalt derselben gar nicht vorhanden ist, sondern wo ihr eigenstes Wesen zu einem zahmen Philisterbilde zugestutzt erscheint, das jeder Bureaubeamte ohne Erröthen in seiner Stube aufhängen kann. Wenn die früheren Zeiten sich ebenso tartuffisch in sich selbst eingehüllt hätten, was wäre dann aus uns geworden, aus unserer Bildung und aus unserm Verhältniß zur Geschichte? Die öffentliche Meinung ist corrumpirt in unserer Zeit, darin liegt das ganze Unglück, und in Frankreich tragen jetzt der Journalismus und die Tagesdebatte, die ihr

eigentlich zum unmittelbarsten Träger und Ausdruck dienen, am meisten zu ihrer Verfälschung bei, indem sie eine trügerische Repräsentation von ihr abgeben. Man hat kürzlich gesagt, der Journalismus habe in Frankreich seine Macht verloren, und sei theils durch seine äußern Verhältnisse, theils durch die Mißachtung paralysirt, in welche die Presse als ein corrumpirtes Organ der öffentlichen Stimme gerathen. Aber man irrt sich darin in mehrfacher Hinsicht. Die Journale werden hier immer die beweglichsten Hebel des Tages bleiben, und haben schon an der bloßen Lesesucht, die hier selbst unter dem niedrigsten Volke herrscht und dort bei weitem mehr als in Deutschland, eine gewaltige Stütze. Alles liest hier in Paris Journale, jeder Omnibus dient fast zugleich zu einem Lesecabinet, jeder Stiefelputzer bietet das neueste Zeitungsblatt zur Unterhaltung dar, indeß man sich von ihm säubern läßt; während ich die Lesesucht bei dem gemeinen Mann in Deutschland überall so gering gefunden habe, daß sich seine Lectüre in der Regel nicht über das Bereich der Localanzeigen in den Blättern hinauserstreckt. Je mehr daher der französische Journalismus innerlich und moralisch sinkt, desto mehr Macht gewinnt er nur, anstatt sie zu verlieren, indem er nur um so aufregender sein treibendes Quecksilber in alle Adern der Bevölkerung strömt. Aber

man wäre thöricht, wenn man die Preßfreiheit als solche darum anklagen wollte, da es in den Ländern, welche keine Preßfreiheit haben, noch bei weitem schlimmer steht mit der Verfälschung der öffentlichen Meinung. In Frankreich liegt das Unglück in der ganzen Constellation des gegenwärtigen Staatslebens, in dem Mißverhältniß der positiven und negativen Resultate, in der skeptischen Stellung zu den Ergebnissen der Revolution und in einer gewissen allgemeinen Organisation des Nationalcharakters.

Wenn man aufrichtig sich selbst gestehen will, was man beobachtet, so muß man sagen, daß in diesem Augenblick das französische Volk durchaus prinziplos ist, denn man durchmustere und prüfe alle Prinzipien des Tages, die jetzt noch in offener oder geheimer Bewegung gegen einander spielen, und man wird sie sämmtlich verbraucht und abgerieben finden! Bei dieser ohnmächtigen Anarchie der Meinungen kann man daher auf den Gedanken kommen, daß in Frankreich die Revolution ihr Ende erreicht hat und daß das Land keiner Revolutionnirung aus einem bestimmten Prinzip mehr fähig ist, sondern, statt der Revolution, lediglich noch eine Dissolution ihm gefahrdrohend vorschwebt. Zwar wird die Emeute in Paris jeden Tag neu geboren, sobald die Sonne aufgeht und gewisse Gesichter bescheint,

die dann aus ihren Winkeln und Nachtverstecken hervorkriechen, mit einer Physiognomie, der Sie nichts Aehnliches in der ganzen Welt erblicken können. Diese Volksgesichter, die sich hier auf manchen Straßen umhertummeln, haben eine physische und moralische Zeichnung, vor der man mit Erstaunen stillstehen muß und die man auf den ersten Blick als die Teufelsanwalte der Revolution erkennt. Es sind hohnlachende aber charaktervolle Frazzen, die nur aus der verzauberten Erde von Paris emporsteigen können, Köpfe, die unversehens überall auftauchen, wo es etwas zu sehen und zu hören giebt, und die uns durch ihre Verworfenheit und Gleichgültigkeit und zugleich durch den wunderbaren Ausdruck ihrer Entschlossenheit erschrecken, durch den Schmutz des Elends aber, der ihnen anklebt, zu schauerlichem Mitleid bewegen möchten. In einer Stadt, wo unzählige solche Gesichter umherlaufen, denen schreiend an der Stirn geschrieben steht, daß sie nichts mehr zu verlieren haben, da ist Alles möglich jeden Augenblick, und es kommt hier nur darauf an, welche Partei das meiste Geld auszuwerfen hat, um jene Schnapphähne des Aufruhrs an ihre Schritte zu fesseln. Diese volksthümlichen Elemente der Zerstörung, die Frankreich beständig an seinem Busen wiegt, sind daher keineswegs anundfürsich revolu-

tionnairen und demokratischen Ursprungs, sondern die legitimen und absoluten Gewalten haben sich ihrer ebenso oft bedient, um zu ihren Gunsten das Unheil des Straßenaufruhrs damit heraufzubeschwören.

Die Demokratie ist ein heiliges Räthsel der Zukunft, das man nicht entstellen muß durch Vermengung mit Elementen, die den Sünden aller Parteien angehören und keineswegs der Demokratie allein. Der Pöbel ist der allgemeine Schleim in der Geschichte, der allen ihren Bewegungen anklebt und den sie nicht von ihren Organen abzustreifen vermag, weil sie selbst nur eine irdische und fleischliche Geburt ist. Aber der Absolutismus hat bei weitem mehr auf den Pöbel zu rechnen als die Demokratie, denn es liegt schon in dem Prinzip einer Volksherrschaft, daß sie sich bemühen wird, die gefährlichen Elemente in ihrem Schooße zu veredeln und zu dem Begriff einer Gleichheit auch geistig heranzubilden, während die absolute Gewalt an einem Pöbel, dessen Begriffe nicht entwickelt und dessen Bewußtsein sich blindlings unterwirft, den nothwendigen Bestandtheil seines eigenen Daseins hat. Das Demokratische in der modern bürgerlichen Gesellschaft ist etwas ganz Neues, das noch so wenig zu einer positiven Erscheinung gediehen, es ist ein so räthselhafter und

schüchterner Fingerzeig der Geschichte, eine so junge grüne Saatspitze, daß schon die Ehrfurcht vor dem Walten eines höhern Geistes in unsern Schicksalen gebietet, nicht mit Gensd'armen und Hellebarden loszureiten gegen die schwankende Frühlingsblume. Es ist das erste Augenaufschlagen des Tiers-Etat, vor dem die neuere Geschichte zusammengefahren ist, und man kennt noch lange nicht das ganze Herz des Volkes, was es ist und will, man hat sich noch nicht die Mühe gegeben, die Schläge dieses armen großen Herzens zu verstehen. Was die Aristokratie ist? das weiß man nun schon seit Jahrhunderten, der Adel hat sich so genau in effigie in der Geschichte abgezeichnet, daß man diese Seite des Menschengeschlechts, welche bis 1789 die bevorrechtete war, ganz- undgar kennt. Aber das Volk kennt man noch nicht, und man kennt nicht, was Alles in dem Volke schlummert! Was ein Adeliger ist, wußte man im achtzehnten Jahrhundert aufs Haar, und auf die Frage: qu'est-ce qu'un noble? antwortete bekanntlich Beaumarchais: un homme qui s'est donné la peine de naître! Nur Eines vergaß man damals, daß man nicht die Physiker durch eine Preisaufgabe veranlaßte, das B l u t des Adels chemisch zu untersuchen, um wissenschaftlich anzugeben, worin sich eigentlich dessen Substanzen von dem geringeren

Blut des Volkes unterscheiden? Denn daß der Adel schon aus den Händen des Schöpfers mit einem gänzlich anders genaturten Blut hervorgegangen, hat die Aristokratie, und besonders die französische, entschieden genug behauptet, und dieser Gedanke ist so unausrottbar in allen aristokratischen Tendenzen, daß er in neuester Zeit selbst dem Fürsten Pückler mitten in Afrika wieder eingefallen, indem er von dort aus schreibt, daß nur auf physischem Wege durch die Erzeugung einer gänzlich edlen Race, die schon durch die Reinheit ihres Blutes das Höchste darstelle in der Gesellschaft, der Menschheit wieder-aufzuhelfen sei. Ich halte dies nämlich für den vollkommenen Ernst des Fürsten, obwohl ich weiß, daß er im Stande ist, diesen seinen eigenen Gedanken selbst auszulachen. Aber als das bevorrechtete und privilegirte Blut unter den Guillotinen der Revolution dampfte, fand man noch nicht den Unterschied heraus zwischen den physischen Substanzen des Adels und des Volkes. Man war begierig geworden nach dem Blut des Adels, um seine Beschaffenheit, von der so viel Lärm in der Geschichte gemacht worden, endlich einmal an das Tageslicht zu ziehn, diese grausame Neugierde hatte die Aristokratie selbst dem Volke eingegeben und eingetrieben, und siehe, als man das anders genaturte Blut vergoß, war es ro-

thes, feuchtes, armes Menschenblut, Bruderblut, vor dem Die, welche es vergossen, zurückschaudern mußten!

Für das volksthümliche Element der Gesellschaft ist bisjetzt weder die moralische noch die politische Form gefunden worden, sondern, trotz aller Repräsentativverfassung, tritt das Demokratische noch immer nur als eine bloße Negation gegen das Bevorrechtete im Staatsleben auf, aber noch keineswegs als etwas Daseiendes im Staate. Der Mann aus dem Volke, der vor der Revolution ein homme de rien war, ist auch heutzutage noch kein organisch mitlebender Theil des Ganzen, denn dazu gehört politische Bildung und Erziehung auf der einen, und auf der andern Seite ein gesundes Gleichgewicht des allgemeinen Zustandes. Alle Revolutionen in der neuern Geschichte geschehen gewissermaßen von Oben herab und nicht von Unten herauf, denn der dritte Stand, der in seiner unfreien Massenhaftigkeit versteinert steht, verharrt so lange unbeweglich, bis er von den ihm gegenübergesetzten Staatsgewalten einen unnatürlichen Reiz empfängt, der ihn endlich aus seiner duldenden Ruhe emporschleudert. Die bevorrechteten Klassen sind es, welche alle Revolutionen anzetteln, indem sie durch ein tolles Ueberbieten ihrer Privilegien die Vernunft des

Tiers=Etat erwecken, die sonst noch lange ohne Thatäußerung geschlummert haben würde, aber dann zeigt es sich als rächende Nemesis, wie ungebildet und roh die Vernunft des dritten Standes geblieben, und seine erste historische Offenbarung ist der Jacobinismus. Dies ist die Rache, die sich bei allen politischen Bewegungen der modernen Geschichte geltend macht, die Rache, daß man nichts für die staatliche Erziehung des gemeinen Mannes gethan und ihn ferngehalten von aller Ausbildung seiner politischen Begriffe. So wurde Ludwig XVI. mit aller Gewalt dem Tiers=Etat in die Hände getrieben, und der König selbst war es, der das Volk, das ihn richtete, auf den Schauplatz der Geschichte berief, indem er Hülfe bei ihm suchte gegen Adel und Clerus und es selbst zu einer ständischen Vertretung befähigte.

Aus der Persönlichkeit des französischen Nationalcharakters aber erklärt es sich, daß gerade hier eine so gewaltige Kluft sich aufgethan hatte zwischen den bevorrechteten Klassen und dem belasteten dritten Stand, ein Abgrund mitten auf der ebenen Bahn der Gesellschaft, in den endlich der ganze Staat kopfüber hinabstürzen mußte. Dies persönliche Wesen der französischen Nation muß man auf den pariser Straßen und Plätzen, in den Theatern und Soi=

reen, an der Table d'hôte und auf der Kunstausstellung, bei Very und Tortoni, in der Deputirtenkammer und auf den Carnevalsbällen und bei allen Gelegenheiten studiren, um die neuere Geschichte ganzundgar zu verstehen. Egoismus und Herrschsucht in der französischen Individualität bilden auf der einen Seite die schneidende Trennung in der Gesellschaft, die nirgends so gefährlich eingerissen war als hier, und auf der andern Seite ist es die außerordentliche Elastizität und geistige Springkraft des Volkscharakters, eine gewisse Fähigkeit zu einer allgemeinen gesellschaftlichen und politischen Bildung, die jedem Franzosen gleichmäßig inwohnt, welche jener Trennung gegenüber ein harmonisches Gleichgewicht des Lebens herstellen und erzwingen möchte. Diese allgemeine Bildungsfähigkeit des französischen Volkes, dieser scharfe intellectuelle Sinn für Form und Inhalt selbst bei dem Geringsten, ist das mächtigste demokratische Werkzeug, um fortwährend alle Scheidewände niederzurennen, welche die Aristokratie zwischen sich und dem Volke aufrichtet. Dies gewaltige demokratische Organ in Frankreich ist die S p r a c h e, die hier eine größere Nivellirung und Ausgleichung der Unterschiede zu Stande bringt als alle liberalen Systeme der Politik. Obwohl unter den Einflüssen der absoluten Staatsgewalten, der

aristokratischen und exclusiven Richtungen, gebildet, hat die französische Sprache gerade dadurch ein Gepräge erhalten, unter welchem sie mit Leichtigkeit alle Klassen der Gesellschaft von der obersten bis zur untersten durchlaufen konnte, und indem die Wendung, mit der man das Gute, Edle, Schöne und Rechte in ihr sagen mußte, gewissermaßen etwas Befohlenes war, vermochte selbst der Plebejer um so eher diesen vorgeschriebenen Ausdruck und mit ihm etwas von dem Gedanken sich anzueignen. Der Franzose bildet sich von Außen nach Innen, er lebt sich erst von der Form aus in einen Inhalt hinein, und darum ist ein so entwickeltes und fertig überliefertes Organ, wie das der Sprache, für die ganze Nationalbildung so wesentlich, weil das Formelle hier zugleich das Geistige auf eine allgemeingültige Weise vermittelt. Der Bildungsgang der deutschen Natur ist im Allgemeinen der umgekehrte, hier ist die innere Bewegung die ursprüngliche, die von dem Gedanken aus in die Sprache sich hineinlebt, und sich erst ein Organ gestaltet, indem sie vom Inhalt überläuft. Darum war bisjetzt in Deutschland in der Regel nur Der, welcher einen Antheil hatte an dem sich fortbildenden Gedankenleben der Nation, auch im Besitz der höheren Fähigkeiten der Sprache, die in dem gemeinen deutschen Mann noch unentwickelt

schlummern und eine scharfe Gränzlinie ziehen zwischen ihm und der allgemeinen Bildung. Die Sprache ist in Deutschland noch immer ein bevorzugtes Organ gewesen, das die höhere Entfaltung der demokratischen Elemente hinderte, aber man kann nicht verkennen, daß auch in Deutschland bereits das Organ der Rede zu einer neuen und folgereichen Ausbildung, die einen volksthümlichen Charakter annehmen wird, sich angeschickt hat. Das französische Volk dagegen befindet sich durch seine Sprache wie im Kreise einer elektrischen Strömung, die es in einer magnetischen Berührung erhält mit allen wesentlichen Lebenselementen, die das Dasein der Nation ausmachen. Die französische Sprache überliefert durch ihre brillante Verstandeslogik und durch ihre ideengemäßen Formen, die jedes populaire Bewußtsein sich aneignen und auswendig lernen kann, eine gewisse Macht und Beweglichkeit des Denkens auch dem Volke. Wie des ganzen Körpers Blutsystem im Herzen sich ausmündet, so ist die Sprache das eigentliche Herz der französischen Nation, in dem es seine ganze Lebensthätigkeit vermittelt und ausbreitet. In Frankreich ist die Sprache Alles und Alles wird zur Sprache, die feinste Meinungsnüance vermag sich hier sogleich in die Rede umzusetzen, und diesem außerordentlichen Gewinn

für die allgemeine Bildung haftet vielleicht nur der eine Nachtheil an, daß die Individualität dabei an ihrem Werth verliert und daß da, wo Alles Rede ist, leicht Alles zur Redensart wird. Mit der Uebergewalt der Sprache beginnt die Allgewalt der Phrase, und es giebt unter dem alten wie unter dem neuen Regime Phrasen, welche in ihren Banden den Zustand der Nation gefangen halten. Die Phrase der Debatte ist es, welche das heutige Frankreich zähmt und abstumpft, aber das ursprünglich Gedankenmäßige wird man in keiner einzigen französischen Phrase übersehen dürfen!

Man muß erstaunen über das schöne Sprechen, über den logischen Vortrag, wenn man das gemeine französische Volk hier reden hört! Wie viel anmuthige, edle und geistreiche Beziehungen sind nicht in seiner Gewalt bloß durch den Talisman des gebildeten und elastischen Sprachausdrucks, der auch in die geistigen Gebiete wie eine Wünschelruthe hineinreicht! In der Eigenthümlichkeit der französischen Sprache liegen alle Elemente des Nationalcharakters selbst wie in einem klaren Spiegel ausgedrückt; es ist erstens das intellectuelle, dann das ritterliche und chevalereske, und drittens auch das schauspielernde und charlatanartige Wesen, das sich darin seinen persönlichen und nationellen Typus geschaffen hat.

Die Intelligenz der französischen Persönlichkeit tritt auf eine überraschende Weise in der Sprache hervor, und Sie können von Angelegenheiten des Geistes und Herzens Unterhaltungen beginnen mit einem französischen Handwerker, die einem deutschen Handschuhmacher oder Schneider in derselben Weise nur lächerlich vorkommen würden, bei jenem aber mit einem gewissen Sentiment und einer rednerischen Emphase Anklang und Aufnahme finden: ein Unterschied, der wesentlich in der Sprache begründet liegt. Das Symmetrische, das in dem französischen Sprachausdruck überall sich geltend macht, entspricht ebenfalls einem gewissen mathematischen Sinn, den man bei dem französischen Volke vielfältig beobachten kann und der sich bei den gewöhnlichsten Gelegenheiten, wo man sich auf der Straße zurechtweisen oder die Lage eines bestimmten Punctes beschreiben läßt, auf eine bewundernswürdige Weise verräth. Der chevalereske Klang dieser Sprache bezeichnet ferner eine Nationalität, der man den persönlichen Muth bei aller Gelegenheit zugestehen muß, denn der gewöhnlichste Franzose nimmt oft etwas Ritterliches an durch den schlagfertigen Muth, mit dem er sich zu vertreten, geltend zu machen und die leiseste Ehrwidrigkeit von sich abzuweisen versteht. Die schauspielernde Virtuosität der französischen Sprache cha-

rakterisirt aber auch endlich eine Persönlichkeit, die durch Wort und Rede Alles aufbietet, um ihren eigenen Werth genugsam hervorzuheben, und die Alles, was in ihr ist, heraussagt und an das Tageslicht schleppt. Dies ist jedoch das ächt französische Lebensprinzip in allen Dingen und Beziehungen. In Frankreich ist man nicht Das, was man wirklich ist, sondern man ist nur Das, was man leistet, was man von sich aussagt und bekennt, was man durch die Aeußerung geltend macht. Was in Frankreich nicht äußerlich wird durch das Heraustreten in die Sprache, in eine Form, das ist auch nicht da und geht für die Andern verloren. Dagegen besitzt man bei uns in Deutschland einen andern nicht genug zu schätzenden Sinn, nämlich den, auch in das Stille einer Persönlichkeit einzugehn und auch das zu würdigen, was nicht an ihr laut geworden und was ein schüchternes Seelengeheimniß in den Tiefen der menschlichen Natur geblieben. Dieser Sinn und diese Sinnigkeit prägt sich in den Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache ebenso charakteristisch aus, als das Gegentheil in der französischen. Die zarte Verschwiegenheit der deutschen Sprache, dies andeutende Augenblinken unserer Rede machen gewiß dem deutschen Charakter und Herzen Ehre, und während man den Franzosen Alles das zuerkennen muß, was

man von ihnen sieht und hört, wird man der deutschen Nation dagegen das ganze unendliche Reich des Unausgesprochenen einzuräumen haben.

Ich bemerkte Ihnen aber schon vorhin, daß mit der deutschen Sprache eine bedeutende Umwälzung vorgeht, wodurch sie ebenfalls zu einem allgemeineren volksthümlichen Organ sich auszubilden im Begriff steht! Man wird dies vielleicht erst dann allgemein wahrnehmen und anerkennen, wenn die Resultate davon unabläugbar in der Nationalbildung Fleisch und Blut angenommen haben. Dies ist die bedeutsame Ausbildung der deutschen Prosa, durch welche unsere Sprache zu einem demokratischen Organ sich entwickeln wird, zu einem gleichmäßig durchdringenden und umfassenden Element, das durch seine gedankenvolle Geschmeidigkeit alle Trennungen in der Gesellschaft und in der Nationalbildung unwillkürlich überwinden wird. Die gesellschaftliche und volksthümliche Entwickelung der deutschen Prosa ist ein verjüngendes Freiheitselement, das Segen und Leben auch in die Adern des armen und ungelehrten Theils der Nation ausschütten wird, indem es die Resultate der Wissenschaft populair macht und dadurch in gewinnender Form die Bildung verallgemeinert. Das Streben nach Popularisirung des wissenschaftlichen Besitz-

thumes der deutschen Nation hat in der letzten Zeit die ausgezeichnetsten Köpfe bei uns ergriffen, und man hat vielleicht noch nicht ganz berechnet, welchen Einfluß diese assimilirende und Alles verarbeitende Darstellungskunst auf die Sprache als Nationalorgan ausüben muß und wie dadurch ganz neue Mächte in das Leben der Sprache gebracht werden! Es bereitet sich dadurch gegenwärtig das Gepräge eines Ausdruckes, an dessen Formen und Wendungen schon die Bezüge des Gedankens haften, es entsteht ein fertiges Sprachorgan, das nicht nur wegen seiner Allgemeingültigkeit die Ideen schneller umsetzt als jemals, sondern auch selbst Ideen zu geben und im Volke zu entwickeln vermag. Und wenn man der Literaturepoche, die nach Lessing, Goethe, Herder und Schiller in Deutschland heraufkommt, in ihrer anarchischen Vielthuerei keinen andern individuellen Werth zugestehen will, so wird man ihr doch den nicht bestreiten können, daß sie im Ganzen mit einer durchaus volksthümlichen und allgemeinnützigen Arbeit beschäftigt ist, und daß diese Arbeit den unablängbaren Erfolg hat, durch eine schlagende Virtuosität der Sprache alle die vergrabenen Schätze des deutschen Wissens zu heben, zur Erscheinung zu bringen und in die tausend Canäle des Nationallebens zu vertreiben.

Sie wissen, um dies große Ziel, die Weltbildung und Volksbedeutung der deutschen Sprache, zu verwirklichen, hat man nicht nöthig, sie zu französiren, denn französisches und deutsches Naturell, die auf einer dynamischen Grundverschiedenheit beruhen, werden sich niemals verbinden lassen, und man thut wohl, auch den germanisirenden Franzosen diesen Wahn zu benehmen. Vielleicht ist es überhaupt wieder an der Zeit, die deutschen und französischen Bildungsinteressen insofern zu trennen, als man von Neuem anfangen sollte, die Positivität des deutschen Charakters in sich selbst zu erfassen und dem französischen Wesen gegenüber als eine für sich bestehende Natur, der nur aus ihr selbst geholfen werden kann, festzuhalten. Wenn man die Franzosen betrachtet, was aus ihnen geworden und wie sie sind, so muß man auf den Gedanken kommen, daß diese herrliche und in der That große Nation doch am Ende dem Schicksal erliegen kann, in sich selbst zu Grunde zu gehn, an einer anarchischen Subjectivität sich hinzubringen und erobert zu werden, wie die Polen. Hat Börne, zum Theil mit dem bedeutsamsten Erfolg, die negativen Seiten des deutschen Charakters zum Bewußtsein gebracht, so müssen wir doch, nachdem dieser hohe ideale Geist seine Schmerzensmission erfüllte, wieder an den Ele-

menten in uns anknüpfen, die uns am besten unser eigenes Bestehen verbürgen oder bei denen wir wenigstens die Ehre haben, nur durch uns selbst zu verderben. Alle Formen der modernen politischen Freiheit sind wesentlich germanisch, und wir können unser eigenstes Wesen dazu ausbilden, ohne daß wir nöthig haben, mit den alten Mächten unseres Daseins zu brechen, die einmal unsere Bildung als eine gänzlich verschiedene und anders genaturte von der französischen stempeln. Mir stehen die Haare zu Berge vor Grausen und Langeweile, wenn ich die gänzlich sophistische Dialektik zwischen Conservatismus und Liberalismus täglich weiter ausspinnen höre, und mit Recht hat sich Rotteck neulich, wie ich in einer deutschen Zeitung gelesen, in der badischen Kammer einen Conservativen für alles Gute und Rechte genannt! Welcher ehrliche Mann muß nicht conservativ sein, und welcher ehrliche Mann ist nicht liberal? Die Geschichte wendet sich nach einer ganz andern Richtung hin, als nach diesem veralteten Gegensatz der conservativen und liberalen Elemente, der sich für die Debatte ebenso unfruchtbar erweist als für die Zustände, indem aus dieser Dialektik gar nichts Thatsächliches entsprungen ...! Aber diese niederträchtigen dialektischen Nüancen scheinen eben der Fluch unserer Zeit zu sein, und wir sind

noch nicht so weit gekommen, daß uns die politische Freiheit als ein Einfaches heraustritt. Wir müssen jedoch überall wieder auf die einfachsten Lebensverhältnisse zurückgehn, um zu dieser natürlichen Anschauung zu gelangen, und jemehr wir unsere eigene Bildung mit der Erziehung des Volkes verknüpfen, desto näher kommen wir der einfachen und harmonischen Gesundheit, in der sich die Freiheit als Natur und nicht als künstliche Mischung erzeugen muß.

Reißende Fortschritte hat der dritte Stand in Frankreich gemacht, und es ist sonderbar, daß wir in neuester Zeit zum Theil die Hand dazu bieten mußten durch das Beispiel unserer deutschen Volksschulen. Die steigende Bildung und das gesteigerte Bewußtsein des gemeinen französischen Volkes reizen aber auch immer mehr das Ehrgefühl dieser ohne Zweifel übervortheilten Klasse der Gesellschaft auf. Dies hat auf der einen Seite wohlthätig gewirkt in Bezug auf die Verminderung der Verbrechen, deren Zahl hier bei weitem geringer ist als in England, wo man an dem Volke nicht denselben Stachel des Ehrgefühls, der das Laster verhütet, bemerken kann. Dies französische Ehrgefühl aber führt zu einer andern Verwirrung, die mit einem ganzen Räthsel in der modernen Civilisation zusammenhängt. Es wird

nämlich bald auch in Frankreich, wie bereits in Amerika, keine *Bedienung* mehr geben, und dies Verhältniß, das sehr wesentlich ist für die ganze Gesellschaftseinrichtung, hat hier schon einen bemerkenswerthen Umschlag erlitten. Was in Frankreich den Diener macht, ist nur das Geld, aber nicht die Gesinnung, und natürlich kann man zunächst nichts dagegen haben, sondern muß es als einen edlen Charakterzug anerkennen, wenn man in einem Lande keiner Bedientengesinnung begegnet. Denn man kann es der Schöpfung nicht geradezu nachweisen, daß sie auch Bedienten *geboren* werden läßt, sowie Poeten geboren werden oder allenfalls auch Könige. Es ist keine Frage, daß Der, welcher nicht nöthig hat Bedienter zu sein, besser daran thut es nicht zu sein, aber wem einmal durch Zufall oder Schickung der Beruf geworden, die Kleider und Schuhe seiner Nebenmenschen zu reinigen und nach der Klingel zu hören, welche von ungeduldiger Herrenhand geschellt wird, der muß auch seinen Stand ebenso treu erfüllen als wenn er auf den höchsten Punct in der Gesellschaft gestellt wäre. Ein Stiefelputzer muß seine Sache ebenso genau machen, wie ein Feldherr, der ein Heer zu befehligen hat, oder wie ein großer Virtuose, der ein Concert giebt und der auch nicht durch das Fehl-

greifen einer einzigen Note unsern Ohren wehethun darf, denn wir haben das Vergnügen bei ihm bezahlt. Ich will nicht das Pietätsverhältniß zwischen Herrn und Diener, das in unserm Deutschland noch in vielen Häusern angetroffen wird, als etwas außerordentlich Moralisches berühmen, denn es macht sich am Ende von selbst, wo auf beiden Seiten guter Wille ist, aber in Frankreich existirt es in dieser Sphäre fast gar nicht mehr oder ist nur höchst selten auf eine erfreuliche Weise anzutreffen. Das Volk drängt und stößt hier von allen Seiten, um dem Zustand des Dienens sich zu entwinden oder die Abhängigkeit darin zu einer illusorischen zu machen, und so entsteht fürjetzt durch diese immer mehr zunehmende Selbständigkeit und Ehrsucht des gemeinen Mannes ein gereiztes Verhältniß zwischen Herrn und Diener, das leicht einen unsittlichen Charakter annimmt. Wer einen Diener hat, wird sich hier immer in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß zu ihm befinden, denn er hat vor allen Dingen darauf zu achten, daß ihm die Dienste, die er verlangt, nicht etwa auf eine benachtheiligende und schädliche Weise erzeigt werden. Es ist hier in Paris vorgekommen, daß ein Bedienter seinen Herrn zum Duell herausforderte, weil ihn dieser nicht anständig genug behandelte, und die Ausforderung mochte

etwa lauten: „Mein Herr, Sie haben mich wie einen Bedienten behandelt, Sie sind mir Genugthuung schuldig!" Man hat auch hier in der Umgangssprache ein gewisses Uebereinkommen getroffen, das, wie es scheint, dazu dienen soll, den Ehrgeiz der untergebenen Klasse zu beschwichtigen, denn man wird nicht leicht einem Diener etwas befehlen, ohne die zufriedenstellende Phrase: **s'il vous plait!** hinzuzufügen. Diese etwas ridicule Beschwichtigung, die aber hier gängundgäbe ist, läßt dem Bedienten allerdings die Illusion, daß er in dem Befehl nur seinen eigenen Willen vollstreckt, und es ist ganz richtig, daß auch ein Bedienter Das bleiben lassen kann, was er nicht gerade thun will, denn er braucht ja nur aus dem Dienst zu gehn. Aber es ihm bei jedem Käse, den er auf den Tisch setzen soll, als Trost in die Ohren zu raunen, das scheint mir ein komischer Gesellschaftsvertrag, der unwillkürlich an so vieles Künstliche und mühsam Zusammengehaltene in den heutigen französischen Verhältnissen erinnert, so unwillkürlich, daß man wehmüthig lächeln muß. Die Bedienten selbst aber spitzen eifersüchtig die Ohren auf dieses **S'il Vous plait**, in dem sie die Assecuranz ihrer Menschenwürde erblicken und durch dessen Gewährung man selbst einen beinahe sublimen Anstrich von Humanität gewinnt. Aller

dieser unendlichen S'il Vous plait ungeachtet, kann doch die dienende Klasse hier selten einen geheimen Groll gegen die Herrschaft verläugnen, der lediglich in dem drückenden Gefühl der Dienstbarkeit und in dem Stolz des Volkscharakters seine Ursachen hat. Versteht man nicht diesen Stolz zu schonen, so ist man besonders als Fremder in Paris den größten Benachtheiligungen von seiner Bedienung ausgesetzt, und es ist bekannt, daß die Garçons in den Hôtels sehr oft systematisch darauf ausgehen, die Kleider ihrer Herren beim Reinigen zu zerreißen und zu beschmutzen, anstatt sie zu säubern. Diese Weise der Domestiquen, an den Kleidern und Sachen ihren Unmuth und ihre Rache auszulassen, sieht man hier auch zuweilen auf der Bühne zu possirlichen Scenen benutzt, unter andern in dem artigen Vaudeville La Comtesse du Tonneau, das im Palais Royal jetzt fast alle Tage gegeben wird. Ich kenne einen hier lebenden deutschen Maler, der vielleicht den allerhöchsten Grad der Verzweiflung an der französischen Bedienung darbietet. Er wäscht sich nämlich sogar seine Wäsche selbst, um sie nicht in einem unbrauchbaren Zustande wiederzubekommen, und es war allerdings eine malerische Arbeit, ich versichere Sie, bei der ich ihn in dieser Erfüllung einer so ernsthaften Nothwendigkeit neulich überraschte.

Andere Fremde giebt es, die sich wenigstens ihre Kleider selbst bürsten, um sie nicht zu frühzeitig das Schicksal der Endlichkeit aller irdischen Dinge erfahren zu lassen. Wenn man Ursache hat, mit der Bedienung in seinem Hôtel nicht zufrieden zu sein, so thut man in der Regel am besten, sich einen **domestique de place** eigens anzunehmen, den man täglich besoldet und von dem man weniger abhängig wird, weil man ihn jeden Augenblick entlassen kann. Von diesen wird man meistentheils vortrefflich bedient und sie sind zugleich an Allbeweglichkeit und Allbrauchbarkeit der wahre Ariel in dem Lustspiel von Paris, wenn auch etwas weniger elfenhafter und mehr sündhafter Natur; aber auf die Länge möchte es freilich sehr kostspielig werden, sie zu gebrauchen.

Am zweckmäßigsten ist es, daß man in den Ehrgeiz des französischen Volkscharakters eingehen und ihm eine erträgliche Seite abgewinnen lernt. Wenn man dieser Sucht des gemeinen Mannes, ebenso viel gelten zu wollen als jeder Andere, einige Zugeständnisse macht, wie man es denn auch muß in jeder Hinsicht, so wird man bald seinen Trotz in eine gewisse Geschmeidigkeit und ein anständiges Zuvorkommen verwandelt sehen, das ebenfalls einen wesentlichen nationalen Zug hier bildet. Der Hoch-

muth des gemeinen Mannes in Frankreich nimmt allerdings oft einen zu herausfordernden Charakter an und zieht es in den meisten Fällen vor, durch den Contrast seiner Ansprüche zu beleidigen, anstatt denselben Geltung zu erschmeicheln. Ein französisches Dienstmädchen, mit dem man zusammen auf der Diligence fährt, will vollgültig als Dame behandelt sein und macht auf Höflichkeitsbezeugungen Ansprüche, die sich der arme bescheidene deutsche Dienstbotenstand noch kaum einfallen läßt. Der schmierigste Tagarbeiter, der einige Sous mehr als sonst verdient hat, scheut sich nicht in das erste Caféhaus von Paris einzutreten, wenn es ihm einmal darauf ankommt, zu zeigen, daß er ein rechter Mann sei und daß er seine Tasse Café trinken könne wo es ihm beliebe und so gut wie ein Anderer, der in einem modischen Cabriolet angefahren kommt. Man hat auch nicht das Herz, etwas Erhebliches gegen diese Eroberungen zu sagen oder zu denken, welche der Tiers-Etat hier täglich bei allen Gelegenheiten und auf seine eigene Hand unternimmt, und man muß sie ruhig als Symptome einer noch dunkeln Entwickelung der Zukunft auf sich wirken lassen, aber nicht sie zu unterdrücken suchen. Komisch ist es aber, wenn man mitansieht, welches gegenseitige Uebereinkommen hier oft die Domestiquen treffen, um sich

ihrer Herrschaft gegenüber das größtmöglichste Ansehen zu verschaffen. Wenn zwei Bonnen in einem und demselben Hause sind, so läßt sich die Aeltere, auch wenn sie noch sehr jung ist, von der andern Madame nennen und die Jüngere muß sie in jeder Art bedienen, sodaß dadurch in einem solchen Haushalt gewissermaßen ein Staat im Staate entsteht. In den Tagesanzeigen bieten Kutscher und Hausknechte ihre Dienste aus, indem sie von sich selbst sagen: **Monsieur Edmond, âgé 23 ans, désire avoir une place** u. s. w. Man kann über alle diese kleinen Flammenzeichen einer großen Weltveränderung, die im Anzuge ist, lächeln, aber dies Lächeln ist ein ebenso wohlfeiles als bedenkliches Mittel sich selbst zu täuschen über eine ganz neue Macht, welche die unaufhörlich gebärende Geschichte, bisjetzt noch mit lakonischem Schweigen, ins Feld stellt. Alle diese Hausknechte und Dienstmädchen, die als Herren und Damen behandelt sein wollen, prophezeien ein neues Weltalter, aber man muß erstaunen über den gravitätischen Ernst dieser Posse, welche sie hier auf dem unterminirten Boden der Gesellschaft aufführen. Diese Zeichen von unten herauf sind um so merkwürdiger, als von oben herab eine neue Hofaristokratie sich zu bilden beginnt, die Aristokratie der Julireggierung, die aber noch immer

gar nicht imponirt, denn man belächelt sie von allen Seiten. Der gemeine Mann von Paris ist darin ein wahrer Diogenes, indem ihn äußerer Glanz, an den sich weiter nichts knüpft, so wenig blendet, daß er sich vielmehr gern darüber lustig macht, während er selbst sehr genügsam sich zeigt in seiner äußern Erscheinung, die oft schmutzig genug ist. Nicht in der Kleidung will der Plebejer von Paris es den Vornehmen gleichthun, sondern in seiner Jacke und mit dem Schurzfell, so wie er ist, will er die Prinzipien gleichen und die Unterschiede und Bevorzugungen besiegen. Ich habe in dieser Hinsicht fast nur einen einzigen Ehrgeiz an dem pariser Volke bemerkt, dies ist der Ehrgeiz der blanken Stiefel. Der zerlumpteste Taglöhner setzt hier noch einen Stolz darein, immer nur mit blankgewichsten Stiefeln zu erscheinen und das Institut der Stiefelputzer auf den Straßen und Brücken ist daher ein durchaus volksthümliches. Selbst ein Bettler giebt seine paar Sous hin, um sich die Stiefel säubern zu lassen, sooft sie nur der Straßenkoth unansehnlich gemacht hat, und der arme Teufel fühlt sein Selbstbewußtsein erhöht, wenn er nur von unten herauf diesen Glanz an sich gewahrt, der ihn für seine übrigen Schattenseiten tröstet. Es ist eine rührende Bescheidenheit von der Demokratie, daß sie fürerst nur noch die Stiefel sich

wichst, um sich Ansehen zu geben, und mit möglichst reinen Füßen den Schauplatz der Geschichte zu betreten, was allerdings immer wünschenswerth bleibt. —

Ich will heut nicht in diesen allgemeinen Betrachtungen fortfahren, mein Freund! Es ist überhaupt ein Thema, auf das man jetzt an jeder Gassenecke wieder zurückkommt und das man nie aus den Augen verliert, weil es uns selbst nicht mehr aus den Augen läßt. Ich werde Ihnen heut noch etwas über Herrn von Eckstein aufschreiben, was Sie so dringend von mir verlangt haben. Mit La Mennais hat er sich jetzt wieder versöhnt, damit, wie er kluger Weise meinte, die Andern keinen Vortheil zögen aus der kleinen Veruneinigung, die sich zwischen beiden eingeschlichen hatte. Dies ist allerdings ein guter Grundsatz, den man leider nur zu häufig in der Welt anwenden muß, und besonders unter den zweideutigen Verhältnissen des heutigen gesellschaftlichen Verkehrs; darum verklebt und überkleistert man immer gern jede gesprungene Fensterscheibe seines Häuschens, anstatt sie auszustoßen und eine neue einzusetzen. Oft sollte man aber auch bedenken, daß bei einer erklecklichen und entschiedenen Feindschaft in vielen Fällen mehr herauskommt, als bei einer halben und mühsam zusammengekitteten

Freundschaft, aber die Liebe in persönlichen Verbindungen ist jetzt selten so ächt, daß sie nachher bei gegebener Nöthigung auch in einen ganzen und ächten Haß umschlüge. Es ist jetzt ein künstliches Flicken und Zusammennähen in die meisten Verhältnisse gekommen, weil sie nicht mehr, wie in einer einfacheren Zeit, auf rein gemüthlichem und persönlichem Grunde ruhen, sondern in diplomatische Nebenzwecke sich verlieren. Doch wo gerathe ich hin, ich wollte Ihnen etwas über Eckstein schreiben, und setze gar zu einer Abhandlung über Freundschaft und Liebe an. Baron Eckstein, ein Däne von Geburt, befindet sich, soviel ich weiß, schon seit dem Jahre 1818 hier in Paris, wo er jederzeit eine eigenthümliche und in gewisser Hinsicht gedoppelte Stellung, sowohl zu Deutschland als zu Frankreich, eingenommen hat. Unter der Restauration war er General-Commissair der geheimen Polizei in Paris, früher hatte er schon in Belgien in polizeilicher Wirksamkeit gestanden; seine katholischen Richtungen begann er erst später im Gefolge seiner politischen Zwecke, die auf einen jedoch mit Preßfreiheit begabten Absolutismus und auf mancherlei Anderes hinausliefen. Eckstein ist ein außerordentlich unterrichteter und vielseitig gebildeter Mann, der fast alle Gebiete des Wissens seiner Aufsicht unterworfen, auf

allen Höhepuncten und Warten der Zeit Bescheid weiß, die offenen und geheimen Signale aller Meinungen und die Hauptquartiere wie die Schlupfwinkel jeder Tagesrichtung kennt, ja aus aller dieser Kunde sich eine besondere Philosophie zusammengesetzt hat. Das Aeußere des Herrn von Eckstein ist charakteristisch für seine Bestrebungen. Sie sehen in ihm das gewählte und ausgesuchte Wesen eines Weltmannes, der diplomatische Feinheit und Beredsamkeit mit einer gewissen Würde und einem außerordentlich gewitzten, jederzeit schlagfertigen Verstande vereinigt. Eckstein lebt hier natürlich viel in der höheren Gesellschaft. Einer der wenigen Deutschen, die in Paris dazu gelangen, aber nicht in seiner Eigenschaft als Deutscher ist er hier in diese Aufnahme gekommen, sondern weil er längst als eingebürgerter Franzose betrachtet wird und es ihm gelungen ist, sich eine bestimmt pointirte Stellung zu einer sehr angesehenen Seite der hiesigen Salonwelt zu geben. Sein Talent, schön zu sprechen, ist nicht minder groß als sein bekanntes Beobachtungstalent, und man rühmt ihm hier in der französischen Gesellschaft nach, daß er nichts wie die Andern sage, sondern sich immer einen ganz eigenen und besonderen Ausdruck gebe. Seine katholischen Bestrebungen sind es gewiß weniger, die ihm hier eine Bedeutung

erhalten, denn diesen schenkt man in Paris nur eine sehr geringe Aufmerksamkeit, und der philosophisch-absolutistische Katholizismus des Herrn von Eckstein trägt auch in sich selbst nicht die Popularität, welche La Mennais an die Spitze gestellt hat. Die Mischung katholischer, philosophischer und polizeilicher Elemente bildet allerdings in Eckstein's Erscheinung ein merkwürdiges Naturphänomen, aber ohne individuelle Bizarrerie, sondern durch klugen Weltverstand zusammengetragen, vertuscht, und zugespitzt in die feinste Bildung. Es ist dies eine dieser durchtriebenen Bildungen unserer Zeit, die Alles in sich verarbeitet haben, und in denen Widerspruch und zweifach schillerndes Prinzip gewissermaßen zu einer Idealität sich aufschwingen, die in der vollendeten Meisterschaft über sich selbst und über alle Grundsätze besteht. Dieses glänzende Schattenspielertalent kann besonders in der Wirksamkeit eines Tagesschriftstellers von dem schlagendsten Effect werden, und paßt unsern modernen Verhältnissen so naturgemäß an. Versteht man noch zu diesen meisterlichen Illusionen der Beleuchtung einen halbdunkeln speculativen Hintergrund zu zeigen, wie Herr von Eckstein in seinen Zeitungsartikeln, so entsteht ein bewundernswürdiges System von Wahrheit und Täuschung, welches unter jedem Gesichtspunct charakte-

ristisch ist für das Leben des Tages, und zu dem sich der Abfasser sogar mit einer gewissen Ehrlichkeit bekennen kann, wenn es ihm gelingt, recht geschickt das Zweideutige in die Objectivität der Verhältnisse selbst zu verflößen. Was geben Sie sich soviel Mühe, werden Sie mir sagen, diese Virtuosität anschaulich zu machen; nennen Sie doch das Ding beim rechten Namen, und schreiben Sie das alte gute Wort Jesuitismus auf die Ringe der neumodischen Schlange. Liebster Freund, dieser moderne Jesuitismus ist noch etwas Höheres und Verwickelteres als der alte, welcher nur den einfachen Grundsatz hatte, die Mittel würden immer geheiligt durch den Zweck. Die neueste zeitgemäße Kunst besteht aber darin, heilige Mittel zu jedem Zweck, auch dem unheiligsten, so zu gebrauchen, daß weder ein äußerer noch ein innerer Widerspruch dabei sichtbar wird und man mit schimmernder und stolzer Purpurfarbe ein Gebilde hinzuzeichnen weiß, dessen Einheit so kunstvoll und so augenscheinlich ist, um auch an die Wahrheit der einzelnen Bestandtheile glauben zu machen. Dies ist die Kunst, offiziell zu wirken, indem man den Auftrag zur Ueberzeugung, und die Ueberzeugung zum Auftrag stempelt, sodaß Niemand mehr weiß, wo die eine anfängt und der andere aufhört, und unstreitig ein Ganzes vorliegt,

dessen feingesponnenen Zusammenhang man nicht mehr aufzutrennen vermag. Diese Kunst ist gewiß groß, denn sie setzt die Fähigkeit voraus, die Gesinnung zu einer Sache des Talents zu machen, und das Talent zu drehen und zu wenden, bis sein blitzender Schein die Bedeutsamkeit der Gesinnung erlangt. Das heißt, Engel des Lichts miethen, um zur Hölle auf ihnen zu reiten.

Die Correspondenzartikel des Herrn von Eckstein in der Allgemeinen Zeitung sind in manchem Betracht Meisterwerke, sie haben eine schlagende Kraft und oft sogar den originellsten Tiefsinn der Anschauung, dabei spielt ihre Sprache in den feurigsten Farben des Witzes, die Bilder sind ätzende Inschriften in das empfindlichste Wesen der Dinge, der Stil fädelt sich einundaus mit einer bewundernswürdigen Feinheit und Zierlichkeit, mit einer diplomatisch gemessenen Melodie, mit lächelnden Schlangenaugen, in die man sich verlieben könnte, und wüßte man auch, daß man zum Teufel daran fahren müßte! Wenn Eckstein diese Artikel sammeln und in eine aneinanderhängende Reihe zusammenstellen wollte, würde man an ihnen eine Bildergalerie französischer Zustände haben, die an Gründlichkeit, wahrem Wissen, durchdringender Ironie und selbst im Waffengeschmeide der Darstellung noch die berühmten Aufsätze

von Heine übertreffen würden. Diesen Werth muß man den eckstein'schen Artikeln sonderbarer Weise zugestehn, trotzdem daß sie oft unter Einflüssen und nach einer Richtung hin geschrieben scheinen, womit zu sympathisiren man sich nicht berufen fühlt, aber dies ist eben die Höhe ihrer Vollendung, daß sie für den Kundigen eine Wahrheit behalten, auch indem sie ein falsches Gesicht machen, und zwar eine sehr scharfe und zweischneidige Wahrheit. Die Stellung dieser Artikel zu der Juliregierung ist aber gewiß die richtige und einzig ersprießliche und ich kenne keine schlagendere Beurtheilung dieser ganzen Epoche, keine erschöpfendere Beschreibung aller ihrer offenen und geheimen Kennzeichen.

Eckstein ist auch für die französischen Journale thätig, besonders an der neuen Revue française et etrangère, für die er in diesem Augenblick einen Artikel über das Leben Jesu von Strauß schreibt, um die Franzosen, die bisjetzt noch gar keine Notiz von diesem Buch genommen, mit dessen Ergebnissen bekannt zu machen. Nach einer Unterhaltung, die ich neulich darüber mit Herrn von Eckstein hatte, muß ich aber schließen, daß er selbst zu dem Werke von Strauß nicht den richtigen Standpunct hat, indem ihm die neueste Speculation in Deutschland völlig unbekannt geblieben, und er namentlich in der

hegel'schen Philosophie, deren Voraussetzung man bei Strauß keineswegs umgehen darf, nicht über die Schwierigkeiten der Sprache hinausgekommen. Eckstein meinte, Strauß ermangele alles Begriffes des Uebersinnlichen und habe deshalb auch einen ganz falschen Maaßstab an die Abfassung der Evangelien gelegt; Strauß thue so, als seien die Evangelien zu einer Zeit abgefaßt worden, in der man, wie heutzutage, Polizei und Zeitungen gehabt, und wo durch diese dann alle Vorgänge, die sich als wahr erweisen sollten, hätten constatirt werden müssen; da dies aber nicht geschehen, so seien die Berichte unwahr. Diese Bemerkung ist witzig genug, aber ein so seichter Rationalist ist Strauß nun und nimmermehr. Uebrigens wird es eine undankbare Mühe sein, den Franzosen von diesem Buche Kenntniß zu geben, weil in Frankreich zum Glück die ganze deutsche Theologie sogut wie unbekannt ist und gerade in der Kritik und Revision derselben, in dieser tapfern und freisinnigen Polemik gegen die Hexenprocesse der theologischen Meinungen, ein Hauptverdienst von Strauß besteht. Dem größten Theil der Franzosen wird jedoch auch diese strenge wissenschaftliche Ruhe und Würde, in der Strauß den Ton seines ganzen Werkes gehalten, nicht zusagen; Mehrere, die ich darüber sprach, hatten Scandal gehofft, als

sie die Resultate des Buches erfuhren, und fanden sich dann schon beim Beginn des Lesens getäuscht. Uebrigens ist auch die religiöse Skepsis gegenwärtig gar nicht zeitgemäß in Frankreich. Man fängt im Gegentheil hier an, das Christenthum, so zu sagen, von Neuem fashionable zu machen, und es wird gewiß Niemand mehr in einer hiesigen Gesellschaft mit solchen freigeistigen Aeußerungen Glück machen, wie sie im vorigen Jahrhundert die pariser Salonwelt würzten. In mancher Hinsicht sieht es in der That so aus, als sollte in Paris der Katholizismus noch einmal in Mode kommen, als letzte Oelung für zerstreute, enttäuschte, leere und verzweifelte Gemüther oder als innerlicher Rettungsanker für manche große Seele, die hier mit der Gegenwart und Wirklichkeit zerfallen ist. —

Es war mir interessant, von Herrn von Eckstein, der das heutige französische Wesen so genau kennt, meine eigenen Ansichten bestätigt zu hören über das Verhältniß der Franzosen zur deutschen Literatur und Wissenschaft, über das sich die Deutschen selbst so viele Täuschungen vorgemacht haben. Eckstein äußerte unter Anderem sehr richtig, daß den Franzosen höchstens nur daran gelegen sein könne, die deutsche Literatur zu p l ü n d e r n, um sich dann mit der Beute, die sie ihr abgenommen, stolz über sie zu

erheben; keineswegs aber käme es ihnen darauf an, unsere Literatur als eine selbständige Welt kennen zu lernen und für sich bestehen zu lassen in ihrem eigenthümlichen Werth. Diese Meinung ist die einzig richtige, die sich bisjetzt über die deutschen Studien der Franzosen aufstellen läßt, und es ist noch dazu komisch, wenn das Wort Studien gebraucht wird, bei einer so stümperhaften und vorurtheilsvollen Kenntniß unseres Landes, unserer Sprache, unseres Charakters und unserer Sitten. Man gehe hier zu Herrn Guizot, der Etwas von Savigny und Eichhorn gehört hat, man unterhalte sich mit Herrn Lerminier, der kein Wort Deutsch versteht, über die philosophische Rechtsschule, bei welcher er in Berlin mehrmals zum Thee und Abendbrot gewesen, man spreche mit Herrn Victor Cousin, der auch nicht mehr von Hegel gehört hat, als Herr Guizot von Eichhorn und Savigny, oder als Herr Lerminier von Allen zusammengenommen; — und man wird erstaunen über die Gelehrsamkeit, welche diese Herren in allen Deutschland betreffenden Sachen zu besitzen glauben! Alle gegenwärtig in Paris lebenden Germanisten, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, haben bereits mit ihren Studien abgeschlossen, sie sind fertig, und meinen ganz

Deutschland schon so erschöpft und ausgebeutet zu haben, daß sie sich nun gar nicht mehr darum zu bekümmern brauchen. Herr von Eckstein äußerte einen sehr guten Gedanken gegen mich über Deutschland: er drückte seine beständigen Sympathieen für unser Vaterland aus, und meinte, es sei nur Schade, daß dort den bedeutenden Kräften niemals die Verhältnisse entsprächen, während umgekehrt in Frankreich die Verhältnisse oft die Kräfte machten und hervorriefen. Damit sind wir in der That verurtheilt.

Eckstein ist seit einiger Zeit mit einem größeren Werke über Indien beschäftigt, zu dem er die umfassendsten Studien treibt. Er hat seinen Plan besonders auf die Darstellung der religiösen Verhältnisse gerichtet, die in seiner Auffassung einen umfangsreichen Bezug auf die allgemeine Geschichte der Menschheit gewinnen werden. Bei seinen Forschungen, namentlich wo sie auf der Kenntniß des Sanskrit beruhen, steht ihm unser junger Landsmann P., den ich hier unvermuthet wiedergetroffen habe, hülfreich zur Seite. P. erzählte mir, in seiner geistreich naiven Weise, etwas ganz Besonderes von der Einwirkung des ungeheueren Scandals des pariser Lebens auf sein geistiges Vermögen. Im Anfang büßte er nämlich sein Gedächtniß hier ein,

sodaß er am Abend nicht mehr wußte, was er den Morgen vorher gethan. Auf diese Art vergaß er eine ganze Reise nach Konstantinopel, die er von Berlin aus hatte unternehmen wollen, und blieb in Paris sitzen. Mittlerweile hat er die Veda's herauszugeben und zu übersetzen angefangen. —

6.

Paris, den 10. Mai 1837.

— In diesen Tagen ist der Salon, d. h. die Kunstausstellung im Louvre, geschlossen worden, die Bilder der neuen Meister werden nun endlich von ihren Plätzen weichen, um den alten, die so lange darunter verborgen steckten, wieder das Tageslicht zu gönnen, denn es herrscht hier noch immer die leidige Gewohnheit, die alten Bilder des Louvre während der Ausstellung zu verhängen und die neuen darüber zu befestigen. Mit einem gewissen Triumph aber kommen dann stets wieder die italienischen, spanischen und niederländischen Schulen zum Vorschein, ihre Farben haben Monate lang nach dem Lichte schmachten müssen, und endlich erheben sie sich wieder in ihrer unvergänglichen Glorie aus der Finsterniß, in welche Boulanger, Delaroche, Gudin, Scheffer, Lehmann, Lessing, Bendemann, Begas

sie zurückgedrängt hatten. Die Bilder unserer deutschen Landsleute haben in dem diesjährigen Salon große Aufmerksamkeit erregt und die Kritik hat ihnen manche Vorzüge selbst vor den neuen französischen Leistungen eingeräumt, während man noch vor Kurzem hier den deutschen Malern sehr Geringes zutraute. Die öffentlichen Beurtheiler haben sich diesmal wenigstens unparteiisch und vorurtheilsfrei gezeigt, aber in der pariser Gesellschaft werden Sie dagegen noch auf mancherlei vorgefaßte Meinungen wider die Kunst unserer Landsleute stoßen. Eine französische Dame, die auf ihr Gesicht etwas hält, würde sich nicht leicht entschließen, einem deutschen Maler zu sitzen, von dem sie nur etwas Plumpes, aber keineswegs eine feine und graciöse Auffassung ihres Köpfchens, ein Aufspüren aller offenen und geheimen Reize in ihrer Miene, kurz ein mit Verstand und Gefühl ausgeführtes Bildniß erwartet. Wenigstens sage ich dies nach einem Vorgang, den ich hier selbst mitangesehen habe. Wie sehr ich aber auch für die Bestrebungen der neuesten deutschen Malerkunst patriotisch eingenommen bin und ihnen das Erreichen der höchsten Ziele wünsche, so bin ich doch hier nur von Neuem bestärkt worden in meiner früher nur gewagt ausgesprochenen Ansicht, daß die französischen Maler vor den deutschen mächtige Vor=

theile voraushaben, die ihnen bei weitem gegründetere Ansprüche auf höhere Meisterschaft und Vollendung geben. Nachdem sich die neueren französischen Maler lange in Extremen umherbewegt und von der strengen, harten, klassischen Manier der David'schen Schule durch den genialen Gros in eine entgegengesetzte Ausschweifung, die zügellose Freilassung der romantischen Phantasie, gerathen waren, hat sich in neuester Zeit besonders durch Horaze Vernet, den Favoritmaler des Julikönigthums, und durch Delaroche ein geläuterter Geschmack, ein festes schönes Maaß und eine gediegene Vollendung der Formen hergestellt, welche letztere vornehmlich diesen Malern und ihren Schulen eine bedeutende Höhe in der Kunst erworben hat. Namentlich zeichnet sich jetzt die Schule von Delaroche durch eine Technik aus, die nicht allein den Studien und dem Fleiß angehört, sondern auch Sache der Genialität ist und der heutigen deutschen Malerei als ein noch unerreichtes Muster entgegengehalten werden kann. Der außerordentliche Fleiß, dem man in den französischen Malerschulen begegnet, ist allerdings nicht minder in Anschlag zu bringen und es kann in mancher Hinsicht ungeheuer erscheinen, was hier in einem Atelier gearbeitet wird, wo die Schüler oft viele Jahre lang nur Studien zeichnen, ehe sie es unter-

nehmen, ein selbständiges Bild zu machen. In Deutschland geht man rascher und leichtsinniger auf die Production los, nach Verlauf von zwei Jahren ist schon jeder Schüler meisterkühn genug, sein eigenes Gemälde zu entwerfen, und man vertraut sich mit unsicherer Hand und unversuchtem Pinsel dem fortstürmenden Geist der Erfindung an. Die Erfindung ist allerdings bei den deutschen Malern größer und schöpferischer, sie hat einen innerlicheren Drang der Production an den Tag gelegt, als man bei den französischen gewahr werden kann, die dagegen in klarer Naturauffassung, tüchtigem Sinn für Wirklichkeit und einer heitern und kräftigen Behandlung der Realitäten ihre Ueberlegenheit behaupten. Was die Heranbildung der französischen Maler ferner sehr begünstigt, ist ein zunächst nur zufälliger Umstand, nämlich die Vortrefflichkeit der Modelle, die ihnen in Paris zu Gebote stehen, und man weiß, wie bedeutsam dies ist auch für den selbständigsten Künstler. Ein alter Italiener ist hier als Modellsteher besonders berühmt. Er hat zu der Statue Heinrich's IV. gestanden, die sich auf dem Pont-Neuf befindet, und seltsamer Weise besitzt er auch die Eigenthümlichkeit, gerade ein solches Gesicht machen zu können, wie dieser große König von Frankreich es in Wirklichkeit gehabt, worauf er

sich denn nicht wenig einbildet. Den Beruf aber, dem er sich gewidmet, erfüllt er nicht nur durch seinen herrlich begünstigten, muskelstarken und wunderbar elastischen Körper, sondern auch durch eine merkwürdig diesem Zweck entsprechende Empfindung. Wenn ihm die Maler eine Situation angeben, stellt er sie mit einer Begeisterung und einem Ausdruck dar, an den die Künstler häufig selbst nicht gedacht haben, und diese gewinnen oft auf eine überraschende Weise von ihm. Manches treffliche Bild der neuesten französischen Schule verdankt dem alten Italiener diesen oder jenen bedeutungsvollen Zug. Er ist schon sehr alt und zuweilen wird er jetzt in der Ausübung seines Berufes so müde, daß er nicht mehr stehen kann. Da haben die Schüler in dem Atelier des Delaroche ein Lied auf ihn gedichtet, das in einem Anruf sein lautes Lob, eine Feier seiner großen Verdienste enthält. Dies beginnen sie dann allesammt zu singen, um ihn aufzumuntern und anzufeuern. Sobald der Alte das Lied hört, fängt er an zu weinen, nachher wischt er sich die Thränen aus den Augen, lächelt, und eine neue Belebung hat sich durch alle seine Glieder verbreitet, sodaß er wohl noch eine gute Stunde lang ausdauern kann in der ihm aufgegebenen Stellung. Nicht minder giebt es unter den Frauen und Mädchen, die hier

vom Modellstehen leben, ausgezeichnete weibliche Gestalten, die wie geschaffen dazu erscheinen in jeder Hinsicht. Ein gutes Modell muß nämlich nicht nur mit dem für künstlerische Formen geeigneten Körper begabt sein, sondern es muß auch ein gebildetes Bewußtsein besitzen über seine eigene Schönheit und Harmonie, über den Gebrauch seiner Glieder und über das Maaß, innerhalb dessen seine Bewegungen schön bleiben. Dies künstlerische Bewußtsein über alle ihre Glieder ist aber bei den französischen Frauen in jeder Klasse am meisten geschärft und ausgebildet; und so haben die Maler hier sowohl für ihre Phantasie als für die Zeichnung eine so günstige Schule. —

Sie werden nicht von mir erwarten, daß ich Ihnen etwas über die Bilder des diesjährigen Salon schreibe, darüber haben Sie schon genug an andern Orten gelesen. Mit unserm Freund und Landsmann H., der hier sehr fett geworden ist, bin ich häufig durch diese Säle geschlendert und habe seltsame Unterhaltungen mit ihm gehabt. Unser Gespräch betraf nämlich meistentheils die Frage der Uebervölkerung, die sich uns hier in dem Salon im eigensten Sinne aufdrängte, denn ein so beispielloses Gedränge von Menschen, wie es sich hier stündlich aufundniederwälzt, haben Sie wohl nicht

leicht auf einer Ausstellung der schönen Künste gesehen. Für einen Fetten ist diese Frage von der Uebervölkerung, die jetzt als drohende Sphinx der Menschheit ihre lebensgefährlichen Räthsel aufgiebt, um so wichtiger und empfindlicher, und Sie können Sich denken, wie unser ohnehin schon besorglicher Freund seufzt und stöhnt, wenn er von diesem Räthsel der Civilisation auf allen Seiten Rippenstöße empfängt und der Athem ihm ausgehen will mitten unter diesem fürchterlichen Andrang einer tumultuarischen Bevölkerung. Oft ist dies beständige Schieben und Drängen in den überfüllten Sälen in der That so gräulich, daß es Jedermann unmöglich ist, stillzustehen und ein Bild zu betrachten, und dann kommt H. auf hypochondrisch-sociale Gedanken, vor deren Ansteckung ich mich außerordentlich in Acht nehmen muß. Er ängstigt sich nämlich mit dem Gedanken, daß es die letzte Bestimmung des Menschengeschlechts sei, sich untereinander mit Haut und Haaren zu verzehren, weil zuletzt Keiner vor dem Andern mehr Platz haben würde auf dieser kleinen Erde, und je fetter er selbst wird, desto mehr graut ihm hier vor diesem Gedränge, das ihn rücksichtslos in seine Mitte nimmt. Wir kamen dabei auf die Fortpflanzung des Geschlechts zu sprechen, der man in neuester Zeit willkürliche Gränzen zu stecken ge-

sucht hat durch ein Mittel, das gegenwärtig in England, Frankreich und Belgien ziemlich allgemein geübt wird, in Deutschland aber entweder noch nicht in dem Maaße bekannt oder wenigstens in den soliden Ehen verabscheut ist. Ein englischer Arzt hat vor einiger Zeit eine eigene Brochure darüber geschrieben und empfiehlt es der Menschheit als ein moralisch-ökonomisches Mittel, das ihr nur noch übrig bleibe, um nicht zu ersticken an der drohenden Massenanhäufung der Population. In Frankreich hört man auch in den anständigsten Familien ganz unumwunden sagen: „wir haben nicht mehr Kinder haben wollen als zwei!“ Es ist jedoch eine Uebereinstimmung beider Gatten dazu erforderlich und manche Frauen wollen durchaus nicht darein willigen. In Belgien verbieten es die Priester als gottlos, und die ächt katholischen Ehen unterscheiden sich dort darin, daß sie diese willkürliche Beschränkung der Natur, die in andern üblich geworden, von sich weisen. A. in Brüssel, mit dem ich mich ebenfalls einmal über diesen Gegenstand unterhalten, sagte sehr richtig: die Vernunft sei ebenso gut ein Begriff, dem man folgen müsse als die Natur, von der das gewöhnliche Gerede gehe, daß ihr freier Lauf müsse gelassen werden! Es fragt sich da allerdings nur: was ist Natur? Läge der Begriff der Natur darin, daß

dem Organismus die ungehinderte Entwickelung aller seiner inwohnenden Fähigkeiten bis ins Unendliche freigelassen werden müsse, so würde bald aus jeder Production eine Hypervegetation und aus der Natur eine Unnatur werden. Wollte man der Natur immer freien Lauf lassen, so müßte man sich auch die Nägel und Haare wachsen lassen, so lang es diesem natürlichen und wilden Trieb des Organismus nur immer beliebt. Es ist gewiß nicht unsittlich, sich die Nägel zu beschneiden, obwohl es naturwidrig wäre, wenn man ganz und gar die Nägel und Haare an sich ausrotten wollte. Ich würde es freilich nicht wagen, die Sittlichkeit jenes „moralisch-ökonomischen Mittels," von dem wir vorhin sprachen, allgemein zu vertheidigen, weil dies, wie alles Moralische, Sache der Individualität ist, aber naturwidrig im wahrsten Sinne ist nur Das, was zugleich vernunftwidrig ist. —

7.

Paris, den 15. Mai 1837.

— Sie haben schon längst einen Brief von mir erwartet über H. Heine, mein Zusammentreffen mit ihm, wie ich ihn gefunden habe und was er Alles hier in Paris denkt und sagt. Es ist schwer, rhapsodische Bekenntnisse zu thun über Heine, der selbst da, wo man nicht mit ihm sympathisirt, immer ein außerordentliches Phänomen der Persönlichkeit bleibt und dessen Unterhaltungen mir unvergeßlich sein werden. Von meinem innern Verhältniß zu Heine könnte ich eine lange Geschichte schreiben und meine Liebe hat heftig genug mit dem Haß gerungen, ehe ein klarer Frieden des Urtheils sich mir gestalten wollte über diesen ebenso widerstrebenden als gewaltig anziehenden Geist. Sie wissen, daß ich nicht zu Denen gehörte, die Heine's Aufgang am Literaturhimmel enthusiastisch begrüßten, ich habe vor

mehreren Jahren herbe Kritiken über Heine drucken lassen, und Sie haben mich oft genug getadelt über den Tadel, den ich namentlich gegen seine Darstellungen der Philosophie und Religion nicht zurückhalten konnte. Ich wünsche auch noch, Heine wäre beständig Poet geblieben, anstatt sich mit Kritik und Speculation abzugeben, und obwohl er dadurch als Künstler der Prosa eine so große Bedeutsamkeit für die moderne Literatur gewonnen, so ist doch der entscheidende und epochemachende Einfluß auf die neueste Prosa ein Werk Börne's, dem man so spärlich dafür den Lorbeer geflochten hat. Indeß ist jetzt kein Zeitalter dazu, mit einem Genius, wie Heine, zu rechten oder ihm etwas von seinen Verdiensten abzuzwacken, es ist kein Zeitalter dazu, auf feine Nüancen und Unterschiede einzugehen, die von der gleichgültigen Menge nicht verstanden werden und welche einen vernichtenden Widerspruch gegen eine ganze Erscheinung herbeiführen könnten. Deutschland hat alle Ursache, hauszuhalten mit seinen ausgezeichneten Geistern und diejenigen nicht wegzuwerfen, die eine besondere Wendung seiner Cultur stempeln, wie Heine. Ich weiß allerdings sehr wohl, daß Heine nichts Anderes sein will als Heine, und daß man seine eigenste Natur mißkennt, wenn man ihn als absichtlichen Führer einer auf die Gesinnung

abzweckenden Propaganda betrachtet, was ihm ein viel zu Allgemeines wäre für seine absonderliche und epigrammatische Persönlichkeit. Aber gerade deshalb, weil Heine in seiner brillanten Subjectivität nichts Anderes ist als Heine, stellt er um so bestimmter ein ganz neues und seltsames Verhältniß zur Welt dar, das sich vor ihm noch in keiner ähnlichen Natur so entscheidend ausgedrückt hatte. Er würde auch gewiß sehr ärgerlich werden, wenn die Prinzipien, auf die er sich stützt und die er verficht, plötzlich allgemein werden sollten in der Welt, weil sich ihm dann das scharfgeschnittene Gepräge seiner Persönlichkeit verwischen müßte zu einer Jedermannssache, und Heine befindet sich persönlich ganz wohl bei allen seinen zweischneidigen Widersprüchen mit der bestehenden Weltordnung. Dies ist eben der neue Charakter seiner Stellung, daß er durch seinen ironischen Genius das Unglück einer zweifelhaften und zweideutigen Epoche bezeichnet, ohne selbst dabei unglücklich zu sein. Vielmehr gereicht ihm der Satz, daß diese Erde ein Jammerthal sei, zur außerordentlichen Heiterkeit und macht ihn auf die geistreichste Weise lustig. Heine ist nicht zerrissen, noch kommen die Zerwürfnisse, die in seinen Schriften sich darstellen, aus dem Drang einer dunkeln und dämonischen Natur heraus, wie es bei den so-

genannten unglücklichen Genies des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland der Fall war. Aber ich gestehe Ihnen, daß das unglückliche Geniethum, wegen seiner großen dämonischen Elemente, etwas Heiliges für mich hatte, während mir an Heine gerade das spielerische und doch egoistische Darüberstehen über dem Schmerz, diese sich selbst persiflirende Verzweiflung, die an kein ächtes menschliches Leid sich hingiebt, zuwider war. Und doch liegt eine große Weisheit in dem Humor dieser moralischen Apathie. Es ist die Weisheit einer neuen Weltgeneration, die den festen Entschluß gefaßt hat, glücklich zu werden, und da wäre es lächerlich, wenn Der, welcher das Glück predigt, sich selbst dadurch unglücklich machen wollte! Deshalb ist es gewiß ganz gegen Heine's Absicht, daß man ihn auf eine so strenge Weise verantwortlich gemacht hat für seine Schriften, denn es liegt durchaus nicht in seinem Plan und in seiner Weltansicht, zum Märtyrer zu werden, und er hat vollkommen Recht daran. Wie sich Heine in seiner Philosophie zu dem lieben Gott gestellt hat, so möchte er jetzt auch gern mit den Regierungen daran sein, und wer kann es ihm verdenken? Ich will nicht gerade sagen, daß er Gott einen guten Mann sein läßt, aber Heine's Opposition gegen Gottes Weltregierung trägt doch im

Grunde einen solchen Charakter, daß ihn Gott nicht füglich dafür unter das junge Deutschland werfen kann. Denn es liegt ja, wie gesagt, gar nicht in Heine's Philosophie, eine Opposition auf Leben und Tod und um Gut und Blut zu treiben, sondern selbst die Waffe der Opposition wird ihm zum Spielzeug des Genies, er zeigt auch damit, wie schlagfertig er fechten kann, aber er zeigt es mehr als daß er wirklich ficht. Zu den Prinzipien nimmt er oft dieselbe Stellung ein, wie die Katze zur Maus, in den anmuthigsten Bewegungen so lange damit herumspielend, bis er endlich plötzlich irgend einem Grundsatz den Kopf abbeißt, und wieder mit Anmuth und aus Witz. Was man an Heine noch zu wenig bemerkt hat, ist die unendliche Ruhe in ihm, die trotz alles Unstäten und Unruhigen dennoch in seiner Natur vorhanden ist und die bei ihm einen seltsamen Uebergangspunct andeutet, auf dem sich die moderne Blasirtheit wieder in die poetische Götternatur zurückzubilden versteht. Diese Ruhe in Heine ist der Genuß, in den sich seine ganze Lebensanschauung vertieft und verloren hat, und woraus sich eine humoristische Einheit von Himmel und Hölle in allen seinen Bildern, Maximen und Ansichten gestaltet, indem ihm die Hölle ebenso leicht zum Himmel als der Himmel zur Hölle werden kann. Dies ist eine

umgekehrte Art von himmelstürmendem Titan, aus dem Himmel Hölle zu bereiten, und doch ist wieder Himmel überall, wohin Heine das Frühlingsauge seiner Phantasie wendet. Um Heine's Seligkeit ist mir daher gar nicht bange, denn sein Genie reicht sogar so weit, daß er im Stande ist, auf seine eigene Hand selig zu sein, selbst mitten in der Hölle. Seitdem ich ihn von Person kenne, ist mir erst klar geworden, daß er mehr bon enfant als Dämon ist und daß er ein so gutes Gewissen hat, um in goldenen Träumen über Abgründe dahinschweben zu können. Das Trümmerhafte und Zerspaltene in seiner Natur ist als etwas Ursprüngliches darin vorhanden, es ist keineswegs aus den Stürmen und Kämpfen der Zeit hervorgegangen, und darum tritt es als glänzendes Naturell bei ihm auf, und macht den Eindruck eines Ganzen. Die Negation hat sich gewissermaßen in ihm organisirt, sie hat sich eine bestimmte Persönlichkeit gebildet, und macht dadurch Ansprüche auf positive Geltung. Heine giebt mit der einen Hand den Frieden, und mit der andern den Krieg, er schnellt beide lachend in die Lüfte, und oft kommt bei seinen Spielen ein merkwürdiger Ernst heraus und aus Liebesgeschichten werden Weltgeschichten. Aber Heine's ganze Erscheinung beruht in einem einzigen Moment, sie hat keine progressive Entwicke-

lung. In dieser Beziehung kann man das alte Wort auch von ihm sagen, daß er wie Minerva gleich ganz und fertig aus Jupiter's Haupt entsprungen, aber dies Fertige und Vollendete ist nur für Götter gut, bei Dichtern und Menschen hat es auch seine Nachtheile. Das, was Heine ist, ist ein einziges Moment seines Bewußtseins und seiner Weltstellung, in dem er sich gefaßt hat, sobald seine Wirksamkeit begann, und dies Moment muß man entweder wegwerfen oder anerkennen, man muß es entweder lieben oder hassen, etwas Anderes ist mit Heine nicht zu thun. Dies Moment der Weltstellung erschöpfend auszuprägen, diese Opposition als unmittelbares Naturell und als fertige Persönlichkeit aufzuzeigen, ist die einfache Aufgabe seines Genius, innerhalb deren sich seine blitzende Kraft bewegt und vollendet. Deshalb hat auch Heine seit der Zeit seines ersten Auftretens keine wesentlichen Entwickelungsstufen in seiner Erscheinung durchgelebt, sein Talent hat sich mit Hervorbringung objectiver Gestalten, die außer ihm selbst liegen, fast gar nicht eingelassen, sondern es hat sich beständig nur in jenes Moment seiner Persönlichkeit eingesponnen, worin ihm freilich ein Zauberkreis voll der wunderbarsten Dinge gegeben ist. —

Ich gerieth mit Heine zuerst in sehr scherzhafte

Berührungen, indem unsere Begegnung unwillkürlich zu Erörterungen Anlaß geben mußte über das sogenannte junge Deutschland, zu dem man uns mit noch einigen anderen Herren aneinandergeschirrt hatte, ein Joch, das ich seitdem getreulich fortgeschleppt habe. Heine fragte mich mit seiner allerliebsten Naivetät, warum ich es denn damals unterlassen, in der Allgemeinen Zeitung wie so manche Andere eine Erklärung abzugeben: daß ich gar nicht zu Jungdeutschland gehöre! Dies wäre durchaus gegen meine Art gewesen, da ich überhaupt kein Freund von Erklärungen bin und glaube, daß bei keiner Erklärung, eine Liebeserklärung vielleicht ausgenommen, etwas Gescheidtes herauskommen kann. Liebeserklärungen aber abzugeben fand ich mich damals nach keiner Seite hin ermüßigt. Wenn mich die ganze Welt für verrückt hält, so wäre es in der That die schönste Verrücktheit, der ganzen Welt gegenüber zu erklären, daß man vernünftig ist, sondern man ist lieber so gutmüthig und hält sich selbst eine Zeit lang für toll, oder wird es auch allenfalls. Das junge Deutschland ist aber doch ein gar zu lächerliches und miserables Institut gewesen, die gefährlichen Ideen desselben will ich gern, wenn ich einige freche Ideenlosigkeiten von Gutzkow ausnehme, auf meine Schulter laden,

aber ich will nur froh sein, wenn man mich von der Dummheit freispricht, die dazu gehören müßte, unter einem solchen Namen und mit solchen Mitteln eine so precaire Gesellschaft zu etabliren. Es soll mir Vergnügen machen, für einen bösen Kerl gehalten zu werden, wenn es nicht anders sein kann, aber für dumm und ungeschickt mag ich nicht angesehen werden. Heine theilte komischer Weise meinen Zorn, empfahl mir aber, es Gutzkow niemals entgelten zu lassen, daß durch ihn dieser schlimme Handel angezettelt worden, denn man dürfe ihn nicht allein in diesem Unglück stecken lassen, was freilich schon die Humanität gebietet. Ich will nur froh sein, wenn nicht der Verfasser der Wally noch einmal die Rolle seines Lehrmeisters Menzel in unserer Literatur wieder aufnimmt, denn er hat große Hinneigung und Anwartschaft dazu, diese zu spielen. Die Menzel'sche Natur steckt nun einmal in ihm, und der Bruch mit ihr, durch welchen eigentlich das junge Deutschland entstanden ist, war nur ein zufälliger, es war eine Ammennachlässigkeit Menzel's, daß er sein Kind Gutzkow nicht besser hütete.

Heine äußerte sich überhaupt in dem vortrefflichsten Sinne über diese ganze Angelegenheit und rieth zu einem versöhnlichen Verhalten von Seiten der

Angefochtenen in jeder Beziehung. Mir scheint es noch ehrlicher, gar kein bestimmtes Verhalten abzureden in Bezug auf ein Ereigniß, das man für keine innere und nothwendige Thatsache gelten lassen kann, sondern das aus einer zufälligen Combination der entgegengesetztesten Individuen entstanden. Fünf zusammengeschneite Personen zu einer solidarischen Verantwortlichkeit von Gedanken zu vereinigen, ist ein Mechanismus, der sich in einem Zeitalter der Idee nicht lange fortsetzen läßt. Auch scheint diese geschlossene Gesellschaft von Ideen unter sich selbst einen sehr lockern Zusammenhang zu haben, und es ist auch nicht anders möglich, denn wenn das junge Deutschland mit Leinwand oder in Baumwollenstoffen handelte, wäre wohl eine dauernde Association denkbar, aber im Reiche der Literatur läuft Alles auf die Individualität und den Charakter hinaus. Diese seine Individualität muß man im Zusammenhang mit dem Ganzen sich entwickeln lassen, aber man verliert sich selbst sowohl als das Ganze, wenn man von fremder Individualität Beigeschmäcke annehmen soll, die man nicht naturgemäß verwinden kann. Man soll nicht Schmalz und Butter auf eine und dieselbe Semmel streichen, sonst wird der ganze Bissen ungenießbar. —

Ueber sein eigenes Schaffen that mir Heine einige merkwürdige Bekenntnisse, die großen Anklang in meinem Herzen fanden. Er sprach während unseres Zusammenseins oft davon, wie hoch es an der Zeit sei, wieder etwas Positives zu geben in der Literatur und wie es ihn zu größeren Dichtungen hindränge. Er schien selbst große Lust zu haben, sich noch einmal der Bühne zuzuwenden, auf der die deutsche Poesie freilich das Höchste vollbringen könnte, wenn sie könnte. Sein Buch der Lieder, das ewige Schöpfungen enthält, war er am meisten geneigt, sich anzurechnen; den größeren Theil seiner übrigen Schriften, meinte er, habe er nur flüchtig und vorübergehend für den Moment gearbeitet. Seine Artikel über deutsche Philosophie und Religion entstanden vornehmlich auf Anregung der Vorträge, welche damals der geistvolle A h r e n s, der sich gegenwärtig als Professor an der Universität in Brüssel befindet, im Auftrage des Gouvernements über diese Gegenstände in Paris gehalten. Heine selbst denkt sehr bescheiden von dieser Arbeit, aber aufrichtig gestanden, mir gefällt die Art nicht, tiefernste Gegenstände so hübsch und spaßhaft zuzurichten, daß selbst junge Pensionnairinnen und Nähmamsells es mit Vergnügen lesen und nachher sagen können: wir verstehen nun die ganze Philo-

sophie! Es waren freilich Franzosen, für welche Heine die deutsche Philosophie so beschrieb, und dies Publikum fordert in vielen Fällen die Rücksicht, ihm ein Ding so mundrecht zu machen, wie man Kindern und jungen Mädchen durch Bonbons und Knackmandeln den Schulgang versüßt. —

Da wir hier einmal auf die Philosophie gekommen, will ich Ihnen auch noch Bericht abstatten über ein ganz neues philosophisches Genre, das jetzt hier in Paris in gewissen Sphären der Gesellschaft viele Anhänger und Verbreiter findet; dies, mein Freund, ist die Philosophie der Déjazet. Die Bonmots dieser kleinen Schauspielerin erregen nämlich hier ein so großes Aufsehen, daß man sogar anfängt, sie zu sammeln, und es steckt in der That darin oft Weisheit genug, um der Déjazet Ansprüche auf einen Lehrstuhl an der Sorbonne zu erwerben, wo sie gewiß mehr wirken würde als die Philosophie des Herrn Cousin, die gar nicht mehr ziehen will. In ihren ohne Zweifel sehr geistreichen Witzworten spricht sich ein sinniges Gemüth aus, das die Gemeinheit der Sphäre, auf die es durch Beruf und Handwerk angewiesen, sich lachend veredelt; es ist eine Vaudevillephilosophie, in der sich oft auf eine burleske Art das Ernsteste spiegelt. Diese Göttin des fran-

zösischen Vaudeville sah ich zuerst auf dem Theater des Palais Royal, auf dem sie noch immer als eine hinreißende Erscheinung wirkt und an den Abenden, wo sie auftritt, volle Häuser macht. Nachher sah ich sie in einem Privatzirkel, und sie sagte, daß sie vielleicht noch einmal ihre Memoiren schreiben würde. An dem anziehendsten Stoffe dazu kann es ihr nicht gebrechen, obwohl ihr Witz und ihre Galanterie nie einen so glänzenden Lebenskreis um sie gezogen haben, als es im vorigen Jahrhundert durch einen ähnlichen Charakter der schönen und witzigen Sophie Arnould gelang, in deren Zirkel selbst Geister wie Diderot, d'Alembert und Rousseau sich gebannt fühlten. Virginie Déjazet ist eine kleine Gestalt, zierlich, aber ohne Fülle, und mit keinem für den ersten Augenblick bestechenden Reiz begabt. Ihr Gesicht ist nicht schön, aber eigenthümlich gebildet; es hat einen spitzen, eckigen Ausdruck, die Kopfbewegung ist keck und hintenüber, und der frische dreiste Blick des Auges nimmt oft etwas Sinniges an. In der Lebhaftigkeit des Gesprächs weiß sie sich aber auf eine merkwürdige Art zu verschönen, sowie sie auch auf der Bühne während des Spiels immer anmuthiger und graciöser wird; ja, was bei Andern Frechheit geblieben wäre, wird bei ihr oft

zu einem eigenen Typus von Lieblichkeit und vermag selbst eine gewisse Treuherzigkeit des Ausdrucks anzunehmen, wodurch ihrem Wesen ein völlig neues Colorit mitgetheilt wird, wie ich es anderswo noch nie gesehen. Sie besitzt ein Genre von Schönheit, wie es nur einmal da ist, und für das es keine Analogieen giebt, da es durch keinen bestimmten körperlichen Reiz hervorgebracht wird, sondern aus der ganzen Springkraft und Beweglichkeit ihres Wesens mit einem gewissen unwiderstehlichen Zauber sich zusammensetzt. Auf der Bühne ist sie aber im Vaudeville-Gesang besonders bemerkenswerth, sie ist in demselben die größte Künstlerin und hat sich dieser ächt nationalen Manier mit einer ganz eigenthümlichen Virtuosität bemächtigt. Die ersten Töne, die das Ohr von ihr treffen, sind gemeiniglich zu scharf und schneidend, wie von einem zu hochgestimmten Instrument, aber bald schaukelt sie sich in immer anmuthigere Melodieen über, ganze Bienenschwärme von Tönen läßt sie leichtsinnig ausfliegen und sammelt sie dann wieder mit naivem Ernst unter den strenggehaltenen Takt und Rhythmus ein. Das Vaudeville ist ein wahres Symbol des französischen Nationalcharakters und nur die Franzosen konnten dies leichtfertige Genre erzeugt haben. Bei diesem Volke wird Alles zum

Vaudeville, die ernsthaftesten Angelegenheiten ihres Lebens fallen leicht in diesen Ton und nehmen diese Formung an, ja die ganze neueste Politik Frankreichs kann nur noch zu einem Vaudevillestoff brauchbar erscheinen. Aber man hat diesen volksthümlichen Charakter niemals origineller ausgedrückt gesehen, als in der Déjazet, die ein ächtes pariser Stadtkind ist und aus der Mitte des pariser Volksgeistes selbst hervorging. Sie mußte schon in ihrem vierten Jahre auf einem kleinen Winkeltheater von Paris spielen. Sie wurde fast mit Gewalt auf die Scene hinausgestoßen, sollte tanzen, und weinte; die Zuschauer bewarfen das liebliche Kind mit Blumen, aber sie schrie, sie wolle keine Blumen, weil man erst weinen müsse, um sie zu verdienen. Sie wurde aber schon als Kind berühmt. Nachher kam sie auf das Theater der jeunes élèves in der Rue de Bondy, wo sie bei einer Gelegenheit eine besondere Seelenstärke bewies, die einem Mucius Scävola Ehre gemacht haben würde. Sie hatte nämlich in einer mythologischen Gruppe als Amor, am Gürtel schwebend, eine brennende Fackel zu halten, und das Unglück wollte, daß davon eine Schnuppe auf den Arm der kleinen Actrice niederfiel und, ohne zu verlöschen, liegen blieb. Aber der fortwährende physische Schmerz war nicht im Stande, ihr einen

Laut auszupressen und die kleine Stoikerin dauerte mit der größten Gewalt über sich selbst bis zum Fallen des Vorhangs aus, ohne den Effect der Scene zu stören. Sobald die Gardine aber gefallen war, sank sie ohnmächtig zusammen. Diese Selbstüberwindung, die nachher auch in den Journalen verherrlicht wurde, verschaffte ihr damals eine große Gunst beim Publikum. Darauf machte sie ihre Laufbahn an einigen größern Theatern der Hauptstadt, verweilte auch einige Zeit in der Provinz, namentlich auf den Theatern von Lyon und Bordeaux, und kehrte dann wieder nach Paris zurück, wo sie seit mehreren Jahren die Massen elektrisirt. Noch größer aber ist vielleicht ihre Anziehung, die sie in einem bunten, leichtsinnigen und vielgestaltigen Privatleben ausgeübt hat. Man sieht es diesem seltsamen Mädchen auf den ersten Blick an, daß sie witzbegabt ist, von sinnreichen Einfällen sprüht und ein ursprüngliches Leben in dem kleinen Köpfchen beherbergt. Ich habe Ihnen einen ganzen Schub ihrer Bonmots verdeutscht, so gut es damit in unserer Sprache gehen will; verkürzen Sie sich ein wenig die Zeit mit der Lebensphilosophie dieses durchtriebenen Weltkindes. Sie werden sich wundern, soviel Leichtsinn, Tiefe und Charakter in diesem Geschöpf vereinigt zu finden, das sich in seiner Naivetät einen

lachend darüberstehenden Standpunct über Leben und Zeit erobert hat. Sie sehen wieder, wie ein ewiger Geist die Welt so gut eingerichtet, daß Jeder in seiner Weise zu dem höchsten Standpunct gelangen kann. Und nun lachen und lesen Sie! — — —

8.

Paris, den 18. Mai 1837.

— Gestern besuchte ich Herrn Ballanche, dessen stille und sinnige Denkergestalt mir schon früher in Paris aufgestoßen war und der ganz abgesondert lebt von dem hiesigen Weltgetümmel, nur mit seinen großen Gedanken und Träumen beschäftigt. Er wohnt im Faubourg St. Germain, dem er auch seiner politischen Gesinnung nach zugehört, in der Rue de Sèvres, seiner Freundin Recamier in der bekannten **Abbaye aux bois** gegenüber. Durch zwei mit Büchern überfüllte Zimmer gelangte ich in ein kleines Kabinet, in dem sich nur Tisch und Bett befanden. Hier saß Herr Ballanche, ein schon bejahrter Mann mit ergrauten Haaren, aber ein Paar wunderschönen Augen, die den tiefen, süßen und theosophischen Sinn, die dichterische und gotterfüllte Weisheit seiner Philosophie, wiederzuspiegeln schei-

nen. Sein Aussehn ist etwas durch eine dicke Backe und eine Seitwärtsneigung des Kopfes entstellt, aber nichtsdestoweniger besitzt er eine persönliche Liebenswürdigkeit in seiner ganzen Erscheinung, in der sich die geweihte Stille des Denkers und Theosophen ausgeprägt hat. In Ballanche ist ein elegischer Carlismus zurückgeblieben, der seinem Wesen eine besondere Färbung giebt. Er hat seine philosophischen Arbeiten unter der Restauration begonnen und wurde durch die Julirevolution insofern darin gestört als unter andern Zeitumständen, die mehr wissenschaftliche Gunst gewährt hätten, er ohne Zweifel eine erfolgreichere Verbreitung seiner Schriften und Gedanken erlangen mußte. Er klagte gegen mich sehr über den Abbruch, welchen die Politik dem Aufkommen der Philosophie in Frankreich thue, sowie auch darüber, daß die Franzosen ihn nicht verständen und sich beständig über die Dunkelheit seines Stils beschwerten, obwohl er glaube, es liege nicht an ihm, sondern an der eigenthümlichen Natur seiner Landsleute, die, wie er meinte, an philosophischen Forschungen nur dann erst Antheil nehmen würden, wenn man die Kunst erfunden, sie ihnen wie einen Roman darzustellen. Ein systemgewöhnter Deutscher dagegen, der die Werke von Ballanche liest,

sollte glauben, daß dieser eine solche romanhafte Kunst für die Darstellung der Philosophie bereits erfunden, denn es ist darin eine Mischung von ächt speculativer Mystik und Popularphilosophie in einem poetischen Gewande, das oft sogar in die kunstvollsten Falten geworfen ist. Der Urborn der Philosophie von Ballanche ist die Begeisterung, in welche ihn ein tiefsinniges Anschauen von dem einheitlichen Grundzusammenhang aller Erscheinungen gesetzt hat. Es ist in ihm ein Spinozismus, der, statt der mathematischen Formel, sich den Mythus an die Hand genommen, um seine logischen Beweise durch Gebilde der wunderbaren Fabelwelt zu führen. Es ist eine mythologische Methode des Philosophirens, die oft ein erhabenes und prächtiges Schauspiel darbietet, und den Verstand zwingt, ihr dienstthuend zu gehorchen, indem sie hohe Dome der Phantasie in den Himmel hineinbaut, denn man kann diesen poetischen Schöpfungen des Denkens die strenge Organisation des Verstandes nicht abläugnen. Der religiös = geschichtliche Standpunct, von welchem die Philosophie des Herrn Ballanche ausgeht und auf den sie überall zurückkommt, befeuert seine Einbildungskraft nicht minder als sein Denken, um die höchste Formel zusammenzusetzen, die erschöpfend und uni=

versell den Sinn der ganzen Weltentwickelung ausdrücke. Ballanche steht in dieser Weise ganz eigenthümlich unter den modernen Philosophen da, und bei den Franzosen ist er eine fremde Gestalt, der man gar kein heimisches Gepräge absieht und sie deshalb einsam stehen läßt in ihrer absonderlichen Weisheit. Die Philosophie der Geschichte, namentlich wenn sie theosophisch betrieben wird, kann auch der praktischen Nationalität der Franzosen wenig zusagen, und darin liegt zum Theil eine große Tüchtigkeit und Gesundheit des französischen Naturells. Ein Volk, unter dem viel geschichtsphilosophischer Sinn herrscht, hat selten viel politischen Sinn, denn die Philosophie der Geschichte macht unsere Anschauungen zu universell und verallgemeinert die historischen Individualitäten, deren die politische Freiheit bedarf. Die politische Freiheit muß aus einem Kampf mit den individuellen Mächten der Gesellschaft hervorgehen, während die Philosophie der Geschichte zu einem Gottesfrieden des Allgemeinen hinstrebt. Bei keinem Volke ist in der letzten Zeit mehr Geschichtsphilosophie zum Vorschein gekommen als bei den Deutschen, und wir können nicht läugnen, daß es nicht bloß unsere Weisheit, sondern auch unsere Krankheit ist, welche, wie bei der Meeresmuschel, diese Perle aus uns hervortreibt.

Ballanche ist genöthigt gewesen, alle seine vortrefflichen Schriften auf seine Kosten herauszugeben, weil sich kein Verleger dazu finden wollte, denn bei allen großen Redensarten über den gegenwärtigen Fortschritt der Philosophie in Frankreich ist doch noch immer kein Publikum dafür vorhanden. Er ist jetzt damit beschäftigt, seine Werke noch einmal zu redigiren, sie in einen systematischen Zusammenhang zu bringen und dann von Neuem herauszugeben. Die auf die Geschichte sich beziehenden Partieen seiner Philosophie sollen noch die vollständigste Ausführung und Durcharbeitung erhalten. Ballanche geht bei allen seinen Geschichtsbetrachtungen von einem Urtypus der römischen Geschichte und des römischen Gesellschaftszustandes aus, und entwickelt daraus seine **formule génerale de l'histoire**, wie er es nennt, auf eine Weise, die mir noch sehr problematisch und willkürlich erscheint. In der That aber ist diese allgemeine Geschichtsformel, welche er findet, nichts Anderes als ein Resumé der römischen Geschichte, das, in der tiefsinnigsten Form, und von dem hochpoetischen Schwung seiner Phantasie getragen, eine universelle Geltung erlangt. Wie er aber von einer ursprünglich gegebenen Einheit des Gesellschaftszustandes ausgeht, so schwebt ihm auch eine große Weltbewegung in der Zukunft

vor, die daran arbeitet, eine neue Einheit der menschengeschichtlichen Zustände zu erschaffen. Diese Arbeit hat nach ihm schon in der heutigen socialen Welt begonnen, aber es ist die Schöpfung einer neuen katholischen Einheit, auf die es ankommt. **Le monde social est en travail d'une nouvelle unité catholique.** Er glaubt, daß diese ungeheuere Revolution auch den Orient wieder in die Geschichte mit hineinziehen werde, aber er bestreitet, daß diese katholische Einheit des Weltzustandes, wovon seine gotttrunkenen Gedanken träumen, jemals zum Vortheil der Theokratie ausschlagen werde. Ballanche ist hier auf dem Wege, sich einen speculativen Katholizismus aufzubauen, wie wir ihn in Deutschland schon von mehreren und verschiedenen Seiten her entstehen sahen, aber er ist gänzlich unabhängig von diesen deutschen Bestrebungen, da er sich überhaupt von der in Frankreich zuletzt Mode gewordenen eklektischen Philosophie durch die selbständige und eigenthümliche Richtung seiner Originalnatur, die nur aus der Fülle ihrer selbst schöpft, unterscheidet. Ballanche ist mit einigen Hauptergebnissen der deutschen Philosophie und Wissenschaft nicht unbekannt geblieben, aber er hat gar keine eigenen Studien auf diesem Gebiet gemacht und die deutsche Sprache fehlt ihm gänzlich. So

stellt er um so unmittelbarer die Erfolge dar, welche der französische Geist in seiner eigensten Weise der Philosophie abzugewinnen vermag, und zwar der französische Geist in der alten Herrlichkeit seiner religiösen, legitimen und dynastischen Sympathieen. So hat der Katholizismus in neuester Zeit zwei Extreme in Frankreich ausgebildet, den demokratischen Katholizismus des La Mennais, und den theosophischen des Ballanche, die aber bei dem heiligen Vater beide für ungerathene Söhne gelten müssen. Denn weder der Demokratie noch der Theosophie wird der Papst seinen Segen ertheilen. —

Herr Ballanche schenkte mir die Ausgabe seiner Werke, die im Jahre 1830 in vier starken Bänden erschienen, ein um so dankenswertheres Geschenk, da diese Schriften so selten und in Deutschland fast gar nicht aufzutreiben sind. Ich hoffe, Ihnen daher vielleicht etwas Angenehmes zu erweisen, mein Freund, wenn ich Ihnen vor der Hand einige Auszüge in einer rasch unternommenen Uebersetzung beilege, um damit die wesentlichste Grundrichtung dieser Geschichtsphilosophie zu charakterisiren, da ich mir eine erschöpfendere Beurtheilung dieses merkwürdigen Mannes, soweit ich sie zu geben vermag, für eine andere Gelegenheit aufsparen muß. Die

nachfolgenden Stellen sind aus den **Essais de Palingénésie sociale**, dem Hauptwerke von Ballanche, das aber nur erst in den allgemeinsten Umrissen entworfen und noch wenig ausgearbeitet scheint.

* * *

— Es ist gewiß, daß Tiberius und Titus auch heut noch existiren, daß sie selbst mitten im Kreise unserer Thätigkeit noch ihr fortdauerndes Leben haben, denn Alles, was sie gedacht, gethan und gesagt, ihr Bild, ihr Gedächtniß, das von ihnen übrig geblieben, kurz die ganze Erscheinung ihres Wesens in der Zeit, hat eine Art von Wirklichkeit behalten, die auf uns Einfluß ausübt, welche die Beweggründe, Motive und Gelegenheiten für unser Denken und Fühlen abgiebt; die Thaten, die sie vollführt haben und deren Folgen bis auf uns heranwogen, machen einen Theil unserer Erfahrung, unserer gegenwärtigen Geschicke aus. Aus noch viel stärkeren Gründen verhält es sich so mit den Dichtern, den Rednern, Philosophen, Gesetzgebern, Gründern von neuen Reichen und Theokraten.

Was ich vom Tiberius und Titus sage, hat seine Anwendung auf alle Namen der Fabelwelt wie der Geschichte.

Die Erinnerungen der Welt leben in den Künsten fort und dienen ihnen zur beständigen Begeisterung. Die alten Gedanken werden reproducirt in Marmor, Erz und auf der Leinwand. So gelangen die erloschenen Traditionen zu unaufhörlicher Wiedergeburt.

Folglich ist die Seele unsterblich.

Folglich ist das menschliche Geschlecht ein Eines und Einheitliches.

Folglich verliert sich das Individuum nicht in der allgemeinen Identität.

Der Mensch ist zugleich individuell und collectiv, wechselseitig verbürgt und auch wieder verantwortlich für seine eigenen Thaten, voller Willen und voller Verhängniß.

* * *

— Die Lüge beherrscht uns ebenso sehr wie die Wahrheit in den Berichten, welche die Geschichte auf uns bringt. Jene vorgebliche römische Freiheit, die so verschieden ist von der Gleichberechtigung in dem Freistaat der Athener, hat uns einen falschen Glauben auferlegt, sowie sie uns auch einen wahren hätte geben können. Man sehe die Tragödieen Voltaire's, die so sehr das Gepräge der historischen Vorurtheile seiner Zeit tragen; man sehe die Corneille's, welche auf gleiche Weise in einer Sphäre

darin stehen, die der Wahrheit völlig entgegengesetzt ist, sowie diese uns jetzt erscheint.

Ich habe schon bemerkt, daß der Mensch unaufhörlich beschäftigt ist, die Vergangenheit wiederzubilden, und die Vergangenheit gehört ihm mit demselben Rechte an als die Zukunft.

Es ist also das Werk des Menschen, die Vergangenheit zu enträthseln, sie wiederaufzubauen nach der Idee, welche in den Monumenten schlummert, nach dem allgemeinen Gesetz, das sich bei jeder Krise der historischen Wiedergeburt offenbart; und zu dieser Enträthselung dient ihm dieselbe Fähigkeit, welche ihm die Zukunft vorausahnen hilft. Die Gegenwart existirt nur unter der Bedingung der Vergangenheit und Zukunft oder ist vielmehr nur die geheimnißvolle Verschmelzung beider.

Die Idee der Gegenwart, im ächten Sinne gefaßt, würde uns die Idee einer allgemeinen Zeitgenossenschaft, das heißt: der Ewigkeit, geben.

Die Menschen vor uns, das sind wir; die Menschen um uns her, welche dieselbe Zeit mit uns theilen, das sind wir; die Menschen nach uns, das sind wir abermals.

Unsere Sympathieen bilden aus Jedem von uns das Menschengeschlecht selbst.

Man hat Mühe seinen eigenen Gedanken aus-

einanderzulegen, weil es ein individueller Gedanke ist; man hat auch Mühe, den Gedanken eines Andern auseinanderzulegen, aus demselben Grunde. Nicht so verhält es sich mit einem allgemeinen Gedanken. Dieser ist beständig klar, mag es auch oft unmöglich sein, ihn wörtlich auseinanderzusetzen, ihn in bestimmte Redeweisen einzuschließen.

Die Erfahrungen der französischen Revolution haben eine Fackel angezündet, welche weithin einen erhellenden Schein wirft über die alten Geschichten, sowie sie, in näherer Horizontalweite, die neueren Geschichten erhellt. —

* * *

— Das Ideal ist das Absolute und Allgemeine. Das Schöne im Menschen ist der Mensch, und nicht ein Mensch, in der Frau ist es die Frau, und nicht eine Frau. Es ist das Wesen in seiner Allgemeinheit, und nicht in seiner Individualität. Jemehr ein Individuum sich der also gefaßten Idee annähert, um so näher ist es dem Typus des Schönen gekommen. —

* * *

— Die Gesellschaft, wenn sie einmal in Versteinerung übergegangen, bewahrt doch noch, ich weiß nicht welche organische Bewegung, die dem Leben ähnelt, aber es doch nicht ist. Daraus entsteht eine

Art von Materialismus, von dem wir keine Vorstellung haben würden, wenn wir nichts von China wüßten. Hier sieht man, was aus der Gesellschaft werden kann, wenn sich alle Handlungen ihres öffentlichen und Privatlebens nicht anders als in fertig gemachten Formeln äußern und zu Gebräuchen werden, die mit der Genauigkeit einer geometrischen Figur abgezirkelt sind, wo die Poesie selbst geknebelt ist in lächerlichen Banden vorgeschriebener Reimsylben. Man stelle sich, wenn man kann, eine durch die Zeiten vertrocknete Mumie vor, in der eine unsterbliche Seele eingekerkert ist. Dennoch habe ich eine solche Idee von der menschlichen Seele und den Geschicken, die ihr verheißen sind, daß ich glaube, selbst diese wunderbare Mumie ist eine Chrysalide, und es wird einmal für sie ein Tag kommen, wo man sie aufsteigen sieht mit glänzenden Flügeln dem Sonnenlicht der Wiedergeburt entgegen. Nein, ich verzweifele selbst nicht an China! —

* * *

— Die Theokratie, wenn sie dazu gelangte, sich der Gesellschaft zu bemächtigen, würde doch ungeachtet ihres Prinzips nicht im Stande sein, sie vor Atheismus und Materialismus zu bewahren, denn der Glaube, auf stehende Gebräuche zurück-

geführt, hört auf ein lebendiger zu sein. Die Vorsehung aber hat andere Mittel, um das Prinzip des Fortschritts mit dem Prinzip der Erhaltung zu versöhnen und einen Einklang hervorzubringen zwischen dem allgemeinen Gesetz, welches alle Geisteskräfte in einen gemeinsamen Zweck leitet, und dem Moralgesetz, das jedem Individuum die Fähigkeit ertheilt, Verdienst oder Verschuldung sich zu erwerben. Die theokratischen Machtansprüche sind immer bekämpft worden durch die Machtansprüche der Militairgewalt in der einen Zeit, und durch die bürgerliche oder gerichtliche Gewalt in einer andern Zeit. Die Nationalitäten haben immer den Universalitäten das Gegengewicht zu halten gesucht. Mag nun die bürgerliche oder, wenn man will, die weltliche Gewalt durch einen Fürsten oder durch einen Collectivkörper dargestellt sein, es hat immer dieselbe Bewandtniß. Wenn Gregor VII. seine großen Absichten hätte verwirklichen können, so würde Europa zum Orient geworden sein. Die gleichzeitigen Fürsten widerstanden, und widerstehen fortwährend. Dieser Kampf, den die Vorsehung gewollt, führt auf eine wunderbare Weise auf den Fortschritt des Menschengeistes hin. Durch diesen Kampf ist jene große plebejische Pflanze in Blüthe gestiegen, deren ganze Machtentfaltung wir in

unserer socialen Palingenesie zu zeigen Gelegenheit haben werden. Wir werden dann sehen, wie das Senfkorn zu einem unermeßlichen Baume geworden ist, der die Welt bedeckt.

Dies darf jedoch nicht hindern, dankbare Gefühle zu haben und zuerkennen zu geben gegen den Hohenpriester der Theokratie, dessen Gewalt die Völker befreite von der Macht, unter der sie sich zu beugen im Begriff standen.

Ich will nicht untersuchen, ob das Ansehen der beiden Mächte schon da war oder da sein konnte vor dem Christenthum, sondern ich will hier nur eine einzige Bemerkung machen. Der Ausdruck: weltliche Macht, ist, nach meiner Ansicht, die Quelle vieler Irrthümer gewesen. Die weltliche Macht ist nämlich auch an sich ebenfalls eine geistige Kraft, eine Intelligenz. Sonst müßte man ja sagen, daß, abgesondert von der geistlichen Gewalt, die Gesellschaft nichts als ein thierisches Ding, eine Brutalität sei. Dem ist aber nicht so. Die zeitliche Gewalt regiert diese Welt, aber eine Welt, die aus intelligenten Wesen besteht, welche sich organisch darstellen und geltend machen; die geistliche Gewalt aber bereitet uns vor zu einer zukünftigen Welt und betrachtet diese hier nur wie eine Prüfung. Es ist sicher, daß, wenn die weltliche Gewalt von der Art

wäre, wie gewisse Theologen oder eine sensualistische Philosophie sie bestimmt haben, man dann genöthigt sein würde den Ultramontanismus zu bekennen, weil er dann allein im Stande wäre, die Gesellschaft zu vergeistigen. Aber man muß die Ueberzeugung hegen, daß die weltliche Gewalt, welches auch immer ihre Gränzen sein mögen, doch hervorstechend durch das Geistige geleitet wird. Der Mensch erfüllt nicht sein ganzes Schicksal in dieser Welt; die Religion tritt mit Anbeginn des diesseitigen Lebens ein und führt ihn die Vorbereitungswege zur anderen Welt. Unser sterbliches Leben ist ein Mittel und nicht ein Endzweck. So ist auch die Gesellschaft nur ein Mittel und nicht ein Zweck. —

* * *

— Eine Zeit kennt sich nicht, aber das Gesetz, welches die Zeiten auf die Ewigkeit gegründet hat, weiß das Geheimniß der Zeit, die sich nicht kennt. Die Sprachen haben auch von sich selbst keine Kunde, aber der Geist, der in ihnen enthalten ist, entwickelt sich darin nach demselben Gesetz, welches den Ausdruck der menschlichen Intelligenz gestaltet.

Erfahrung und Analyse finden stets in der vollendeten Begebenheit das tiefe Mysterium der Spon-

taneität auf, welche die Handlung hervorgebracht hat.

Eine Zeit weiß nichts von sich, aber die Vorsehung leitet ihr Werk im Großen, im Allgemeinen, durch ein ursprüngliches Gesetz, das unbewußt ist den Menschen, die im Kleinen und Besonderen schauen und nur Eines nach dem Andern erkennen.

Eine Epoche weiß nichts von sich, das heißt: sie kennt den Gedanken nicht, der sie handeln macht, aber Gott kennt diesen Gedanken; er ist es, der ihn in die Sphäre der Thätigkeit des Menschen geworfen, damit dieser sich ihn unter gewissen Bedingungen aneigne.

Die menschlichen Leidenschaften, Gewaltsamkeit, Mord, dienen oft zur Hülle diesem Gedanken der Zukunft, der in der Gegenwart verborgen liegt; dieser Gedanke der Zukunft triumphirt durch Blut und Thränen, sowie der in dem Getraidekorn versteckte Keim sich den Sieg verschafft durch Zersprengung des Kornes selbst.

Eine Zeit weiß nichts von sich, doch ist sie begabt mit einem Instinct, der sie zum Handeln bestimmt.

Ein Mensch weiß nichts von sich, aber er hat auch jenen analogen Naturtrieb.

Der Mensch muß sich studiren. Der Mensch als öffentliches Individuum muß in dem Instinct seiner Zeit den innersten Gedanken, welcher diese Zeit handeln macht, erforschen.

In allen Epochen giebt es ein Räthsel zu entziffern, einen Knoten zu entwirren, ein Problem zu lösen.

Die Oedipe, die Sibyllen, die Propheten, die Seher, sind immer seltene Personen; bisweilen will man sie auch nicht reden hören, ohne lieber von den Alexandern zu sprechen, welche alle Schwierigkeiten mit dem Schwert durchhauen.

Jeder ist ein zur Palingenesie bestimmtes Wesen, das von seiner gegenwärtigen Umwandlung nichts weiß, und auch nicht einmal von seiner vorausgegangenen.

Eine Zeit kennt sich nicht, denn das allgemeine Gesetz, welches alle Zeiten regiert, ist ein Gesetz, das der menschlichen Freiheit Raum geben will; folglich kann das Gute und das Böse, das Menschen vollführt haben, ihnen zugerechnet werden.

Die Wirkungen und die Ursachen verketten sich. Nichts wird plötzlich hervorgebracht. Es lag nicht in Gottes Willen, die Triebkraft des Universums jedem Moment zu überlassen. Er hat Gesetze ge=

bildet, die es unablässig lenken; dies gilt im moralischen wie im physischen Sinne. —

* *
*

— Man muß die Einheit in einem theosophischen Sinne verstehen. Die Seele hat weder Zeit noch Ort; wann sie einen Act vollführt, so ist dieser Act ein Eines. Unter diesem Gesichtspuncte muß man ihn begreifen. Dadurch erklärt sich, wie die Einheit ganz natürlich ist in einem Gegenstande, welcher an der Quelle der Mysterieen geschöpft ist und wie sie künstlich ist, wo sie hineingetragen erscheint in rein historische Dinge. Die einen sind spontan, die andern successiv; es giebt aber kein Mittel, zu machen, daß das Successive ein Spontanes sei. Shakespeare legte Hand daran. Da es jedoch kein Schönes geben kann ohne Einheit, indem das Schöne spontan und nicht successiv ist, so ist es nöthig, daß ein historischer Gegenstand seine Einheit habe, und diese Einheit findet sich in dem tiefinnerlichen Gedanken, der das Ereigniß lenkt, in der Idee, welche seine erste Ursache ist. Tauchet also hinab in das Centrum der That, in ihre geheimnißvolle Triebkraft, wenn ihr sie wiedergeben wollt als Drama oder Epopöe.

* *
*

— Es giebt in jedem Gouvernement ein Prinzip, welches das hervorbringende und gesetzgebende Prinzip ist, das Prinzip der Bewegung. Dies ist das Prinzip, welches die Einheit bildet, und was diesem Prinzip gemäß ist, ist der wahre Ausdruck des allgemeinen Willens. Will man ihm einen Namen geben, so ist es der Name des Gesetzgebers. Alles, was sich von diesem Prinzip lostrennt, liegt außerhalb des allgemeinen Willens, außerhalb der gesetzlichen Freiheit, außerhalb der freien Unterwerfung der Individuen, außerhalb der Zurechnungsfähigkeit. Die Häupter des Gouvernements stehen in Sympathie mit diesem Prinzip, um das Band oder den Mittelpunct der Einheit zu knüpfen.

Goguet mißt den Orakeln die Ursache der allmählig aufeinanderfolgenden Revolutionen in Griechenland bei; es ist die geheime und unsichtbare Ursache, welche dieser Gelehrte den Orakeln beimißt. Diese Ursache finde ich für jede Nation in dem tiefinnerlichen Geist jeder Individualität.

Uebrigens stimmen Plato und Cicero überein hinsichts der Bedeutung der Orakel.

Die Entwickelung, die zu Rom stattfand, war, durch die Natur der Institution, von einer riesenhaften Excentricität; denn diese Institution war die stärkste und kräftigste Zusammenfassung des Orients,

der hier wie auf seiner höchsten Spitze sich gewaltig in Bewegung setzte, um die Entfaltung des Occidents hervorzubringen.

Hier ist also Kampf, ein schreckenerregender Kampf zwischen dem stationnairen und dem fortschreitenden Prinzip.

Ueberall, wo dieser Kampf aufhört, giebt es Stockung des Lebens, eine versteinerte oder stereotype Civilisation wie im Orient. Die Gesellschaft bleibt stets auf dem Punct, wo sie ist, wie in China.

Hier offenbart sich der große Beruf des Occidents.

Durch den Wetteifer der Kasten des alten Europa ist die Beweglichkeit Europas und sein Fortschritt hervorgebracht worden.

9.

Paris, den 21. Mai 1837.

— Gestern Abend war in dem Salon des Herrn Thiers einen Augenblick lang von einem preußischen Staatsmanne die Rede, dem Minister Ancillon, dessen kürzlich erfolgter Tod auch hier die Aufmerksamkeit auf ihn hinlenkte. Ancillon ist einer der wenigen, so zu sagen, politischen Charaktere Deutschlands, die man in Frankreich ziemlich allgemein kennt, obwohl Thiers gestern meinte, Ancillon sei nur ein literarischer Charakter gewesen, aber kein politischer, und das eigentlich praktische Wesen eines Staatsmannes habe ihm in der Manier, wie er öffentliche Dinge berührt und behandelt, gänzlich gefehlt. Thiers lobte übrigens bei dieser Gelegenheit durchaus die auswärtige Politik des preußischen Hofes, die er sincère in allen Stücken nannte; kein anderer Hof habe sich in sei=

ner Stellung zu den übrigen Mächten so consequent, fest und lauter gezeigt. Es ist selten, wenn sich hier in einer Gesellschaft das Gespräch vorübergehend auf deutsche Verhältnisse verirrt, da man beständig mit den einheimischen so viel zu schaffen hat, besonders bei Herrn Thiers, in dessen Salon jetzt eine gewisse vielgeschäftige Rathlosigkeit zu herrschen scheint. Denn der parti-Thiers, der sich jetzt zu einem kleinen Häuflein zusammengeschrumpft zeigt, befindet sich in der ärgerlichsten Verlegenheit hinsichts der Stellung, die er behaupten soll, und doch ist er nicht so demoralisirt und ehrlos, wie die pariser Journale sagen, um unter jeder Bedingung wieder zur Gewalt gelangen zu mögen. Thiers selbst steht jetzt lauernd wie ein Habicht, aber ruhig da, und sieht aus seiner Stoßvogelperspective den Begebenheiten zu, um ihnen den rechten Moment abzulauschen, der ihm wieder Einfluß auf die Bewegung der Dinge verspricht. Er mag sich jetzt nach keiner Seite hin neigen, wo er festkleben könnte wie der Vogel auf der Leimruthe, denn es ist jetzt ein fataler Augenblick für ihn wie für jedes Talent in der Welt. Man mag sich schwenken wie man will, es kommt überall die Neigung eines schiefen Winkels heraus. Ich glaube übrigens keineswegs, daß Thiers seine Rolle ausgespielt hat, obwohl man

Alles gethan, ihn zu lähmen und gewissermaßen zu einer unmöglichen Person zu machen. Thiers ist aber der wahre Quecksilberkobold der heutigen Politik, er kugelt sich jedesmal nur mit der Absicht zusammen, um desto elastischere Sprünge danach zu machen. Seit dem Sturz seines Ministeriums nimmt er nun einstweilen eine gediegene vornehme Haltung an, die ihm freilich etwas sonderbar zu seinem diabolischen Wesen steht, mir aber ganz richtig berechnet vorkommt, obwohl man nicht umhin kann darüber zu lächeln. Er beobachtet jetzt mit seinen kleinen stechenden Augen, die durch ein Paar große Brillengläser sehen, die allerleiseste Bewegung bei Hofe und sieht dabei mit seinen gespitzten Ohren aus, als könne er das Gras wachsen hören auf dem Tuilerieenhofe. Thiers äußert sich scheinbar noch sehr günstig über den Hof, oder streckt wenigstens nur eine mit Baumwolle umwickelte Kralle gegen denselben aus. Für den jungen Herzog von Orleans legt er einen völligen Enthusiasmus an den Tag; ob er aber mit der Zeit der ärgste Feind Louis-Philipp's werden wird, kommt ganz und allein auf Louis-Philipp an. Thiers' Ehre würde nichts dagegen haben, ein Hofmann der Juliregierung zu sein, aber sein Ehrgeiz als Staatsmann war doch noch stärker, und man muß sagen, daß

Thiers entweder zu viel oder zu wenig Teufel ist, um die moderne Vereinigung von Hofmann und Staatsmann glücklich treffen zu können. Deshalb überwarf er sich bei der spanischen Sache mit Louis-Philipp, was man nicht begreifen kann, wenn Thiers wirklich so charakterlos und grundsatzlos wäre, als er jetzt von allen Seiten dargestellt wird.

In seinen Soiréen wird sehr eifrig, scharf und verständig über die politischen Fragen des Tages hinundhergesprochen, und zuweilen rückt auch Madame Thiers ihre weibliche Batterie mit ins Feld. Thiers drückt in seiner äußern Erscheinung, so klein und unansehnlich er auch ist, doch eine besondere Energie und Spannkraft aus, die freilich mehr auf Brusquerie als auf Charakter zu beruhen scheint. In seiner Gewohnheit, mit den Händen in beide Seitentaschen zu fahren, nimmt er sich mitunter wie ein schlauer Kaufmann aus, der beständig Gewinn und Verlust berechnet. Wenn er spricht, hebt er sich etwas in die Höhe und seine verschlagene Gestalt nimmt einen charakteristischen Ausdruck an. Er spricht mit vieler Kaltblütigkeit, obwohl er mitten in seiner Rede äußerst lebhaft und leidenschaftlich werden kann. Die eigenthümliche Heiserkeit seiner Stimme schrillt dann wie ein unheilbedeutender

Schicksalsvogel. Um seine Lippen spielt eine moquante Bewegung, die zugleich Selbstbewußtsein, Unüberwindlichkeit und Vertrauen auf den Sieg der Rede verräth. Sein Haar ist schon etwas angegraut, doch glaube ich, daß Thiers noch nicht lange ein Vierziger geworden. Man hat sich in der letzten Zeit darin gefallen, Thiers als den Sündenbock der französischen Politik zu betrachten und es ist eine vernichtende Kritik über ihn in der französischen Journalwelt fast allgemein geworden, welche dann auch, wie es zu geschehen pflegt, in Deutschland ihre gedankenlosen Nachsprecher gefunden, sodaß sich jetzt überall eine ungerechte öffentliche Meinung über Thiers gebildet zu haben scheint. Man wirft ihm vor, daß er gar keinen sittlichen Kern in seinem öffentlichen und persönlichen Thun gezeigt, man schreit über die Perfidie und Inconsequenz der Meinungen, in die er als Minister verfallen, und macht ihn sogar lächerlich, als habe er sich im Privatleben zu einer Unmoralität forcirt, um dadurch etwas Geniales und Heroisches an den Tag zu legen. Es giebt kaum einen Staatsmann der neueren Zeit, welcher so vielfach geschmäht worden als Thiers, und das Schlimme liegt darin, daß das Unrecht, welches man gegen ihn begeht, im Einzelnen auf viele richtige Anklagen sich stützt, aber es bleibt den-

noch ein Unrecht. In der politischen Wirksamkeit ist freilich ein großes Talent mit einem kleinen Charakter ein Uebel, aber es giebt auch Zeitumstände, unter denen ein großer Charakter gar nichts ausrichtet und wo das seiltanzende Talent mit aller seiner Charlatanerie doch bedeutende Dinge zu Stande bringt. Die Verdienste aber, die sich Thiers als mitwirkendes Element in der Julirevolution erworben, sollte man nicht gänzlich vergessen wegen einiger Fehler, die er nachher im Widerspruch mit sich selbst als Minister beging. Wie kommen die Franzosen überhaupt dazu, plötzlich eine so strenge moralische Schneiderelle bei Thiers anzulegen und seine ganze Wirksamkeit danach auszumessen? Woher dieser Tugendeifer, unter der allgemeinen Perfidie der gegenwärtigen französischen Verhältnisse nur lautere Charaktere zu verlangen, die der Schlange in den Mund greifen sollen ohne sich zu vergiften? Thiers ist aber niemals schlechter gewesen als die Verhältnisse.

Zu einer zweideutig schillernden Persönlichkeit ist Thiers erst durch sein Ministerium geworden, denn ein Ministerium läßt sich nicht mit einfachen Grundsätzen verwalten, und dann durch seinen Lehrer Talleyrand, der dies ausgezeichnete Talent in die Schule nahm, um ihm die letzte und höchste Weihe in der

modernen Staatsweisheit nach seiner Art zu ertheilen. Meister Talleyrand dachte, daß es nicht gut sei, wenn seine Kunst verloren ginge, deshalb warb er sich zwei Zauberlehrlinge an, in denen seine Geheimnisse sich forterben sollten. Diese beiden Lehrlinge des alten Hexenmeisters sind keine andern als Louis-Philipp und Thiers, die sich aber entzweiten trotz der Wahlverwandtschaft, auf die sie unläugbar gegenseitig angewiesen sind. Louis-Philipp hatte auch immer eine große Vorneigung gerade für Thiers gehabt und Thiers hing mit wahrer Jünglingsschwärmerei an dem **gouvernement bourgeois**, das er in seiner Flugschrift über die Julimonarchie so hochberedt feierte. In dieser Schrift, welche im Jahre 1831 erschien, rühmt Thiers freilich viele Dinge, welche man jetzt nicht ohne die größte Ironie zu lesen vermag, indem er unter Anderem von der Juliregierung sagt: **voilà un gouvernement qui sait exister sans un moyen violent, sans une seule loi d'exception**, während schon gleich das Jahr 1832 die wüthendsten Ausnahmegesetze brachte und Paris im Belagerungszustande zeigte. Mit Guizot und Thiers, diesen beiden feindlichen Dioskuren, sich dauernd zu einigen und aus ihnen eine Combination von Grundsätzen zur Regierung Frankreichs zu bilden, wäre vielleicht die einzig richtige Stellung

Louis-Philipp's gewesen, aber es gelang nicht, diese beiden stolzen und widerspenstigen Rosse zu einem friedfertigen Gespann anzuschirren. Mit Guizot und Thiers vereint hätte sich die Juliregierung ohne Gefahr in einem demokratischen Geleise fortbewegen können und ihr wäre die Volksthümlichkeit, von der sie ausgegangen, erhalten worden. Aber Thiers wurde schon in dem Ministerium vom 11. October 1832 sich selbst untreu, indem er, der noch kurze Zeit vorher den Constitutionnel und National geschrieben hatte, nun plötzlich die doctrinaire Nothflagge aufsteckte. Später trat er als Conseilspräsident des Ministeriums vom 22. Februar 1836 in die sophistische Nüance des Tiers-Parti über, in der er zwar größere Kraftanstrengungen, aber mit Ungeschicklichkeit und Unklugheit, versuchte. Der Tiers-Parti ist die eigentliche Advocatenrichtung der neueren Politik, er hat mehr gesunden Verstand und noch mehr casuistische Spitzfindigkeit als das Justemilieu, aber ihm fehlt, wie diesem, der Muth, das zu sein, was er gern sein möchte. Das Justemilieu hat nicht den Muth gehabt, ganz absolutistisch zu werden, worauf es doch eigentlich Tag und Nacht gesonnen, und der Tiers-Parti hat nicht den Muth gehabt, ganz demokratisch zu werden, obwohl ihm die Neigung dazu in seinem Blut und Herkommen

gegeben war. So hat die Julirevolution zwei Bastarde zur Welt gebracht, den Doctrinarismus und den Tiers-Parti, feige Söhne einer hochherzigen Mutter, die das große Erbe, das sie zu verwalten bekamen, in unnützen und ruhmlosen Gelagen mit zweideutigen Spießgesellen verpraßten. Der Doctrinarismus und der Tiers-Parti haben in der That die Ideen der Julirevolution allmählig aufgezehrt und es ist durch sie ein politisches Hungerleiden entstanden, das alle Parteien zu Knochengerippen hat zusammenschrumpfen lassen. Das Justemilieu ist die Lüge des Absolutismus und der Tiers-Parti ist die Lüge des Demokratismus, beide sind nach den zwei wesentlichen Lebensseiten hin die Systeme des Rückzuges, welche eine Zeit, die auf der Flucht vor sich selbst begriffen, sich hastig zurechtgemacht. Ihre Feigheit aber beruht darin, daß sie den Kitzel des Verderbens, der sie beide drängt, sich verhalten und mit tugendhafter Miene der Welt Frieden vorgespiegelt haben zu einer Zeit, die sich noch nicht ausgeblutet hatte an ihren Kämpfen und deshalb krank war. Was hilft es, zu quacksalbern an frischen Völkerwunden mit Pflastern und Salben, und wohlriechende Essenzen darüber auszugießen?

Indeß muß man dem Tiers-Parti nachsagen, daß er oft edelmüthigere und heldenhaftere Anwan-

delungen gezeigt als das Justemilieu, Anwandelungen, in denen sich wenigstens einen Augenblick lang sein gutes Blut und Naturell geltend machen wollte. Der Tiers-Parti hat zu dem Lakaienmäßigen sich niemals verstehen können, in das der Doctrinarismus sich sobald einkleidete, und darin hat sich wenigstens seine demokratische Grundnatur einigermaßen aufrecht erhalten. Dupin, der dem Gedanken des Tiers-Parti sein erstes und ursprüngliches Leben gegeben, hat, wieoft ihm auch das Ministerium angetragen worden, nie ein Portefeuille annehmen wollen, solange die Blätter desselben von der sympathetischen Tinte des Königs als des eigentlichen Conseilspräsidenten beschrieben werden. Da kam Thiers, der Mann des Talents, der eben die Verschanzungen der Doctrinairs verlassen und eingesehen hatte, daß er sich aus den Mäuselöchern des Justemilieu wieder herausarbeiten müsse zu einer für seine Kraft und Natur gemäßeren Stellung, denn der Doctrinarismus hatte ihn fast schon zu einem alten Mann gemacht. Thiers hatte gewiß die redlichsten und auch muthigsten Absichten mit dem Tiers-Parti, als er einen Parti-Thiers daraus machte und auf den Sinn desselben ein Ministerium stützte, das vor allen Dingen die erloschene Thatkraft des Staates wiederbeleben und demselben einen neuen volks-

thümlichen Aufschwung geben sollte. Aber jetzt zerfiel der Tiers-Parti mit Louis-Philipp, weil er zum ersten Mal etwas Bestimmtes wurde und verlangte, und zwar, wie es schien, etwas Bestimmtes im Interesse der demokratischen Richtungen, denn die Intervention auf der pyrenäischen Halbinsel, von welcher das Ministerium des Tiers-Parti sein Bestehen abhängig machte, war ohne Zweifel nicht bloß eine Frage der auswärtigen Politik. Es war vielmehr eine Frage in demjenigen Sinne des Tiers-Parti, in dem der des Justemilieu überdrüßige Thiers wieder zu einer Uebereinstimmung mit sich selbst und seiner radicalen Natur zu gelangen gedachte, denn die Intervention in Spanien, hätte man sie unternommen, würde gewiß in Frankreich selbst eine demokratische Wirkung geäußert haben. Der kluge Bürgerkönig hütete sich daher wohl, diese feurigen Kohlen auf sein Haupt zu sammeln. Thiers aber gerieth nun in die gefährlichste Stellung, in der er sich noch je befunden, und während ihm daran liegen mußte, sich dem Hofe unentbehrlich zu machen, um sich zu erhalten, wandte man von der andern Seite Alles an, ihn durch die Presse moralisch vernichten zu lassen, um ihn nicht mehr nöthig zu haben. So ist Thiers gewissermaßen wieder in seinen Anfang zurückgekehrt oder vielmehr zurückge-

worfen durch die Nemesis, die seine Inconsequenzen wieder auf die Consequenz seiner ursprünglichen Natur zurückführte. Man erblickt ihn nun fast auf demselben Standpunct, den er früher als Journalist einnahm, und seine Feinde würden es gern sehen, wenn Thiers mit einem völligen Jacobinismus endete, wozu bei der Reizbarkeit seines Charakters nicht alle Aussicht fehlt. Aber man sollte bedenken, daß Thiers noch in den Mittelklassen und beim Volke einen außerordentlichen Anhang besitzt, und daß eine radicale und leidenschaftliche Wendung seines öffentlichen Charakters nicht geeignet sein dürfte, Rosen auf den Weg der Juliregierung zu streuen. Thiers aber hat Talleyrand's Schule nur halb durchgemacht, sonst würde er die Macht nicht so schnell aus den Händen verloren haben. Aus den untern Klassen der Gesellschaft hervorgegangen und aus den rohesten Stoffen des Radicalismus gebildet, hat Thiers nicht die feinen und geschmeidigen Bewegungen sich aneignen können, mit denen Talleyrand in allen seinen Schwenkungen das meisterliche Gleichgewicht und die Harmonie behauptete. In Thiers sind zu viel plumpe und materielle Bestandtheile unverarbeitet geblieben, die ihn hinderten, ein ganzer Talleyrand zu werden. Ihm fehlt in der Perfidie die Bonhommie, in der Zweideutigkeit der Witz, in

der Grundsatzlosigkeit ein moralisches Wichtigthun, in der Veränderlichkeit der historische Ernst, in der Heuchelei die Aufrichtigkeit, in der Frivolität die Würde, in der Treulosigkeit der philosophische Takt, und Alles dies sind Mischungen, aus denen Talleyrand diese einzige Gestalt in der Geschichte geworden ist. Thiers hat diese Mischungen nicht in sich verschmelzen können, darum kehrte er in seinen Widersprüchen nur schroffe und eckige Einzelnheiten heraus, wo Talleyrand aus eben diesen Widersprüchen eine glänzende Einheit zu schaffen verstand. Thiers hat durch dieselben Mittel verletzt, durch welche Talleyrand zu gewinnen wußte, und darum widerfährt dem Einen jetzt diese herbe Verurtheilung der öffentlichen Meinung, während der Andere noch tausend Eide brechen könnte, ohne die Achtung und Bewunderung seiner Zeitgenossen zu verlieren. Herrn Thiers ist man geneigt, als moralischen Makel anzurechnen, was in einer Erscheinung, wie Talleyrand, weit über den Moralgesichtspunct sich hinaushebt und zu einem höheren welthistorischen Standpunct wird. Talleyrand hat sich zu einem unsterblichen Heros gesündigt, Thiers ist aus einem Heros ein armer Sünder geworden. Talleyrand hat seine Treulosigkeiten der Geschichte selbst nachgemacht und darum hat er sich am Ende mit allen seinen ge-

brochenen Eiden fast einen Heiligenschein um sein Haupt gesammelt, er ist jetzt der ehrwürdige Talleyrand, der Patriarch aller welthistorischen Gaunerei, der Hohepriester der modernen Politik, in dem selbst die Persidie der Zeiten sich geheiligt hat. Thiers, an einen kleinlicheren Spielraum der Verhältnisse gebannt, und seiner Natur nach mehr Advocat als Diplomat, mußte seine Talente verzetteln in einer armseligen Casuistik, die nie auf das hohe Meer der Geschichte hinausführte, und er scheiterte an seinem Ungestüm, Geschichte zu machen, während Talleyrand durch seine Milde siegte, mit der er sich der Geschichte nur in die Arme zu werfen brauchte.

Solchen schwankenden und schillernden Charakterbildern, wie die neuere Geschichte sie vorzugsweise hervorgerufen, sah man wohl auch andere Gestalten in einer beneidenswerthen Einfachheit und Consequenz der Richtung gegenüberstehen, wie Lafayette, Armand Carrel, Mauguin, die in ihrer Festigkeit ein antikes Gepräge zu haben scheinen, wenn man sie mit den ächt modernen Schwankungen eines Chateaubriand, Talleyrand, Thiers, La Mennais vergleicht. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß jene einen höhern Werth anzusprechen hätten als diese, die in ihrer Inconsequenz ebenso ächte Söhne und Träger ihrer Zeit sind und zum Theil mehr da=

durch gewirkt haben als die andern durch die Gewalt ihrer Consequenz, durch die Tugend ihrer Stätigkeit. In den Charakteren der antiken Welt war ohne Zweifel eine größere Ehrlichkeit und weniger diabolisches Element enthalten. Die antiken Charaktere unterlagen weniger dem Zufall als die modernen, weil sie jedesmal in einer bestimmt umschlossenen und begränzten Lebenssphäre standen, während die moderne Charakterbildung sich erst im Umhersuchen nach einer gemäßen Sphäre entwickelt und sich diese oft erst künstlich schaffen muß. Darum giebt es in der modernen Welt so viele „dogmatisirende Schelme," ein Ausdruck, den Graf Schlabrendorf erfunden hat, und der eine ganze Richtung der heutigen Charaktere, besonders in Frankreich, auf das Treffendste stempelt. In Deutschland aber sind die Charaktere noch schlimmer daran, es sind Kellerpflanzen, die zwischen Gemäuer wuchern und denen Licht, Luft und Raum fehlt, um sich groß und frei in den Tag hinaus zu entfalten. Und doch hat es in Deutschland stets einen unendlichen Reichthum an Charakteren gegeben, den aber unsere Nation gewissermaßen in den Sack gesteckt hat, um wie ein Geizhals diese Schätze zu hüten. In diesem Nationalsack zappeln bei uns alle möglichen Charaktere umher, phantastische, diplomatische, jesuiti-

sche, speculative und musikalische Charaktere, aber sowie einer den Kopf etwas zu weit zum Sack hinaussteckt, giebt ihm unser biederbes Deutschland eins auf den Schädel, daß ihm wohl die Lust vergehen soll, ein Charakter zu sein. Dieser Sack erregt mir zuweilen Grauen, wenn ich an unser liebes Vaterland zurückdenke. —

Eine interessante Unterhaltung über Deutschland habe ich neulich mit dem Marquis von Custine gehabt, dessen liebenswürdiger Bekanntschaft ich mich hier erfreue. Custine ist der einzige Franzose, der eine vollkommene und umfassende Kenntniß von Deutschland besitzt und die deutsche Sprache nicht nur genau innehat, sondern auch geläufig spricht, obwohl er niemals davon einen Ruhm gesucht, wie die andern deutschgelehrten Franzosen. Custine hat vor Kurzem seine Reisen im Orient beendet, aus dem er aber ohne sonderliche Ausbeute wieder zurückgekehrt ist, und beschäftigt sich dermalen mit der Ausarbeitung seines Werkes über Spanien, das etwas umfänglich werden und vier Bände einnehmen wird. Sein Aufenthalt auf der pyrenäischen Halbinsel datirt jedoch noch vom Jahre 1831 und diese letzte Regierungszeit Ferdinand's VII. ist es vornehmlich, auf welche sich seine Darstellung erstreckt, obwohl er auch den von der Politik unab-

hängigen Verhältnissen des Volkslebens und der Gesellschaft eine besondere Aufmerksamkeit darin widmen will. Custine gehört zu den Franzosen, in welchen sich eine noble legitime Gesinnung Hand in Hand erhalten hat mit strengem Katholizismus und diese religiöse Richtung ist bei ihm um so ernsthafter, als sie dazu dienen muß, einen Bruch mit der Gesellschaft in seinem Gemüth zu vermitteln und auszufüllen. Sein Roman **le Monde comme il est**, der bei uns in Deutschland fast bekannter geworden als in Frankreich, ist das Product einer solchen Weltstimmung, die sich isolirt gegen das hergebrachte sociale Treiben und sich in sich selbst zurückzieht, auf diese ihre Einsamkeit aber einen besonderen Werth legt.

Damit Sie aber, nach meinen früheren Bemerkungen über die sogenannten deutschen Studien in Frankreich, nicht gänzlich verzagen, will ich Sie noch mit einem französischen Literaten bekannt machen, der, obwohl nicht in dem Maße wie Custine, doch ebenfalls ein tüchtiger Kenner der deutschen Literatur und Sprache ist, ohne ein charlatanartiges Aufsehen davon gemacht zu haben. Dies ist Herr Hippolyte Carnot, der mit seinem Vater, dem großen Republikaner und berühmten Mitglied des Directoriums, eine Zeit seiner Jugend

in Deutschland zugebracht hatte. Er redigirte früher die Revue encyclopédique, die seitdem eingegangen ist, ein Journal, das in gewissem Sinne eine st. simonistische Richtung hatte. Der junge Carnot repräsentirt nämlich eine Nüance des Saint-Simonismus, welche man als die positive und vernünftige Fortgestaltung desselben betrachten kann und deren große Bedeutsamkeit Niemand verkennen wird, der eine umfassende Anschauung besitzt von der heutigen Weltbewegung. Herr Carnot beklagte sich öfters gegen mich, daß man in Deutschland eigentlich nur die kranke und chimärenhafte Seite des Saint-Simonismus vorzugsweise aufgefaßt und dieses System, denn ein solches sollte es werden, dort nur an den Ausschweifungen abgemessen habe, in denen es sich bei einigen erhitzten Köpfen gezeigt. Ich versicherte ihn indessen, daß es in Deutschland auch sehr vernünftige Ansichten über den Saint-Simonismus gäbe, die alle Thorheit und Weisheit dieser Doctrin zu würdigen und daraus ein Prognostikon für die Zukunft zu gestalten wüßten. Bei Carnot aber verwebt sich mit der saint-simonistischen Grundlage die lautere demokratische und radicale Tendenz, die bei ihm alle strenge Tugend des ächten Republikanismus entfaltet und worin man den angeerbten Charakter seines Vaters

an dem Sohn wiederfinden kann. Die demokratische Richtung hat ihn jetzt mit dem Monde des Abbé de la Mennais verbunden und Carnot hat seine Beiträge diesem Journal zugesagt, weil er an die Aufrichtigkeit des Radicalismus in demselben glaubt. Er ist jetzt mit einer eigenthümlichen Arbeit beschäftigt, die für einen Franzosen die größten Schwierigkeiten, aber auch die interessantesten Erfolge darbietet. Herr Carnot will nämlich in einem Buche darstellen, welchen Einfluß auf Ansicht, Stimmung und Zustände, besonders aber auf die öffentliche Meinung, die französische Revolution auch im Auslande, namentlich in Deutschland, hervorgebracht habe, während die Franzosen bisher nur die Geschichte der Revolution innerhalb Frankreich selbst kannten. In dem Zweck des Herrn Carnot liegt auch, dabei die ganze deutsche Literatur in ihren Entwickelungsphasen zu berühren, doch zweifele ich, ob dieser ganze Gegenstand, der so vielfältige örtliche Hülfsquellen und deutsche Materialien erfordert, sich in Paris wird ausarbeiten lassen. —

Thun Sie doch in Deutschland Etwas, um Unterzeichnungen für das Monument Börne's anzuregen, das David arbeiten will, zu dem aber die Kostenbestreitung noch nicht abzusehen. Jetzt

ruht er noch unter einem einfachen weißen Kalkstein, der mit deutschen Buchstaben seinen Namen führt, aber Immortellen und Lorbeeren hängen, von Freundeshänden gelegt, zahlreich über dem Gitter seines Grabes, zu dem ein Deutscher mit besonderer Empfindung wallfahrtet. Auf einem der höchsten Berghügel des Père Lachaise gelegen, beherrscht es den ganzen Umkreis der Gegend, und unter ihm liegt das in seinen Dampf und Dunst eingehüllte Paris ausgebreitet, dessen unaufhörliches Lebensgetöse bis hieher in diese Grabesruhe dringt. Dies deutsche Grab in Frankreich muß als ein welthistorisches Moment würdig vertreten werden, es darf nicht spurlos verschwinden unter dem fremden Volke, denn es hat für uns eine Nationalbedeutung, es birgt den historischen Gram eines ganzen Stammes in seiner Tiefe. — —

II.

Meerfahrt.

Unterhaltungen auf der Esmeralda.

1. Theodicee auf dem Meere.

— Auf den Höhen von Boulogne schwebte die Nacht, allmählig kam die Fluth herauf und bespülte schon mit anplätschernder Woge den Kiel der Dampfschiffe, die im Hafen lagen zur Abfahrt nach England. Die Miß zitterte vor Frost und Unbehagen, sogar eine Stunde zu früh hatte man sie in unserm Gasthofe geweckt. Halb schlafend, halb scheltend stieg sie an meiner Hand auf das Verdeck der prächtigen Esmeralda, und sie gähnte nun herzlich in die erhabene Langeweile des Meeres hinaus. Das Meer aber erglänzte schon nachundnach in den silbernden Morgenstreifen, in seine aufschäumende Brandung sank ein Stern der Nacht nach dem andern hinab, und als es so hell war, daß die Miß lesen konnte, nahm sie vor sich auf den Schooß

ihren Byron, den sie in Boulogne für zwölf Francs gekauft hatte.

Mein Gott, Miß, das Meer, die Luft, der Morgen, der Sonnenaufgang! Rührt nicht einmal das Meer mit seiner Donnerstimme Ihr Herz, wie kann dann je ein Mensch mit seinem hinfälligen Baß oder Tenor hoffen, Sie zu erweichen?

Sie gähnte noch einmal, und legte mechanisch das Buch neben sich auf die Bank des Verdecks, wo wir saßen. Dann fragte sie gleichgültig: Was giebts?

Die Esmeralda hatte schon einige Meilen weit in die See hinausgestochen, das Meer wurde immer gewaltiger, und wechselte sich ab mit Jubel- und Schreckenstönen, und zerfloß heulend und seufzend in die trostlose Unendlichkeit.

Was soll es geben, Miß? Das Meer dichtet seine Welthymne und wir Beide fahren nach England! Weltandacht und Weltverzweiflung sind es, die in den Tiefen des Meeres brausen und miteinander zu kämpfen scheinen um die Wette. Es ist die alte ursprüngliche Wildheit der Schöpfung, in die wir hier wieder gerathen sind und die unser ermattetes und abgeplattetes Leben stärken und erfrischen soll mit den geheimnißvollen Schäumen, die sich über Himmel- und Erdenweite hinaus stürzen.

Denn es ist gut, daß man sich zuweilen wieder in seinen Ursprung aufgelöst fühle, welcher das uranfänglich Wilde und Heftige ist.

Sie lächelte und zog ihr Skizzenbuch hervor, in das sie, ich weiß nicht was für Striche und Entwürfe einzeichnete, indem sie mich zu gleicher Zeit bat, fortzufahren.

Das Meer lag jetzt still wie ein frommes Kind zu den Füßen des Universums und Lüfte und Wellen schienen ihr Morgengebet zu flüstern. Die Schatten des Himmels zerrannen vor den kräftigen Hauchen des Windes, der aber nicht maßlos stürmte, sondern mit friedlicher Gewalt und wie eine göttliche Melodie daherblies, daß man sich ihm hätte preisgeben und seinen Schwingen überlassen mögen, um mit ihm ein herrliches Luftleben zu führen ohne menschliche Qual und Gränze. Die Menschen würden alle freier und größer werden und aufhören, Unwürdiges zu dulden, wenn sie öfter über das Meer führen, um in Luft und Wasser das armselige Gepäck ihrer Lebenssorgen zu versenken. Die Luft ist das höchste Element alles Daseins, und sie ist der Geist Gottes, der über dem Meere schwebt, und den wir hier mit vollen Zügen in unsere Brust saugen, ein Labetrank aus den Quellen der Schöpfung.

Nach Luft und Gott schmachtet die heutige Menschheit und sie hat beide verloren aus ihrem Leben, ihr fehlt die Luft, denn sie athmet nicht frei, und ihr fehlt Gott, denn sie ist ohne Segen und Erquickung. Auf dem Meere ist Luft, Gott und Freiheit, Sturm und Erquickung. Wenn man nichts mehr zu lieben hat in der weiten Welt, bleibt noch die Luft, die blaue, herrliche, gottathmende, die man lieben kann und die um unsere Schläfe sich schmiegt mit dem Liebeskuß des Alls, die mit ihrer Urfrische unsere Herzen durchrieselt. Wie bete ich die Luft an, das hohe Symbol der Freiheit, die schaukelnde Blume der Schöpfung, die süße Lebenshauche ausdüftet durch das ganze Dasein! Die Luft weht den berauschenden Gedanken Gottes durch das Universum hin und wir athmen ihn ein und aus mit Entzücken und mit Wehmuth. Wer Gott finden will, suche ihn in Luft, Meer und Sturm, dort hat er sich in seiner Herrlichkeit geborgen, nachdem er aus der heutigen Menschenwelt und ihrer gegenwärtigen Geschichte geflüchtet! Die größte Theodicee, die es giebt, ist das Meer!

Wie heidnisch! sagte die Miß, indem sie nachdenklich den Kopf in den Arm stützte, und dann das dritte Mal gähnte. Ich kenne nichts Langweiligeres als das Meer, diesen öden, unabsehbaren, geist-

und gottlosen Wasserstreifen! Gott kann es ja viel bequemer in unsern Kirchen haben, wozu sollte er auf dem Wasser wohnen wie in alter chaotischer und ungebildeter Zeit! Und die fürchterlichen Heufische, Robben, Seehunde und Meeresungeheuer aller Art, dies unselige Gewimmel und Gekrabbel, welche schlechte Gesellschaft für Gott den Herrn! Ich bin orthodoxe Protestantin, mein Freund!

In diesem Augenblick flog der erste Strahl der aufgehenden Sonne am Horizont empor und das goldene Licht schoß gerade mit aller seiner neugeborenen Gewalt in das Gesicht der jungen Engländerin. Sie schrak zusammen, schüttelte sich, rieb sich die Augen und staunte mich an. Dann lachte sie laut auf mit ihrer schmetternden Stimme und gestand mir, sie habe bis auf den jetzigen Augenblick noch geschlafen oder wenigstens in einem halben Traumzustande verharrt. Sie bat um Entschuldigung, wenn sie tolles Zeug gesprochen und lachte dann wieder, daß auch ihre alte Mutter davon angesteckt wurde. Die Sonne aber bestrahlte und erhellte nun um so schmeichlerischer die schöne jungfräuliche Gestalt. Das edle Marmorgesicht erglühte in dem rosigen Schein des Morgens und sie wurde wie sonst gesprächig. Sie hatte fromme und holdselige Augen, und wenn der Mund sich öffnete mit den weißen

Zähnen, strömte sie Wohllaut und eine Fülle von Gemüth und Seele aus.

Im Schlafe mag es Ihnen hingehn, so orthodox zu sein!

Sie wurde wieder ernsthaft, und ihre Blicke überflogen Meer und Himmel, Luft und Sonnenschein. Sie stand auf, und sah noch lange an meiner Seite in die brausenden Wasser hinaus. Ihre Gestalt war in stille Feier getaucht, sie schien unendlich viel zu empfinden. Das Meer hob seine Fluthen höher in den blauen Himmel und die Wellen tanzten wie Engel des Lichts in den heitern Tag hinein. Auf dem Schiffe begann mit raschen Takten eine lustige Melodie, denn wir hatten Musiker an Bord, wie dies auf den französischen Dampfböten gewöhnlich ist. —

---

2. Leben, Tod, Schönheit und Gott.

— Nach einigen Spaziergängen über das Verdeck trat ich wieder zu ihr und fand sie in ihrem kleinen vom Goldschnitt leuchtenden **Prayer-book** ihre Morgenandacht verrichten. In dem, was sie eben gelesen, hatte es sich um die Vorstellung gehandelt, daß erst der Tod zu Gott führe und daß der Tod mithin das größte Leben sei. Daran schloß sich denn die gewöhnliche christliche Unterweisung, immer mehr abzusterben, um des wahrhaften Lebens theilhaftig zu werden.

Ihre blauen Augen leuchteten dabei ein stilles Feuer der Verklärung aus, dann erröthete sie, als ich ihr sagte, daß ich von dem Allen nichts verstände. Sie sagte, sie könne mir dazu ein Beispiel geben, das aus dem Leben genommen sei und wel-

ches ihr eine wunderbare Gewißheit über die Aechtheit und Wahrheit dieser christlichen Vorstellung verschafft habe.

Ueberhaupt, mein Freund, fuhr sie fort, will ich Sie vorbereiten auf den religiösen Geist unseres Familienlebens, den Sie namentlich in dem Zirkel, in welchen wir Sie in London einführen, antreffen werden. Sie gab sich ordentlich ein wichtiges Ansehen, dabei sah sie wunderschön aus in dieser Mischung von Frömmigkeit, jungfräulicher Scham und derjenigen Schalkheit, die von einem heitern Mädchengesicht unzertrennlich ist.

Ich bat sie, mir zu erzählen. Ihr Beispiel und ihre Geschichte lautete folgendermaßen:

Wir haben in London eine Verwandte, hub sie an, dies ist eine seltsame alte Frau, die in ihrer Jugend außerordentlich schön gewesen und jetzt im Alter ein merkwürdiges Lebensbild abgiebt. Obschon man die Zahl ihrer Jahre ihr wohl ansieht, so hat sie doch noch fast unbegreiflicherweise in Formen und Zügen das Gesicht eines jungen Mädchens, mit frischglänzenden Augen, die aus der schönen Vergangenheit noch schön heraufzuklagen scheinen. Für mich giebt es nichts Rührenderes als diese alte Frau, die nicht vergessen kann, wie jung und schön sie einst gewesen, und die alle Tage weint über ihr Alter.

Sie zieht sich von den Menschen zurück und liebt nur wenige unter ihnen, um ihr Leid, alt zu sein, in der Einsamkeit zu verbergen. Früher war sie jung, reich und schön, jetzt ist sie alt und arm, mit ihrer Schönheit, meint sie, habe auch alles Glück sich von ihr gewandt. Aber sie hat herrliche und wunderbare Gedanken über alle diese Dinge, sie ist dichterisch und weise, und oft sitze ich zu ihren Füßen, sie erzählt mir alte Lebensgeschichten, füttert dabei ihre beständig schreienden Papageien, und zuweilen wohl auch mich, denn man kann bei keiner alten Frau eine Stunde sein, ohne daß sie aus einem Schrank Kuchen hervorholt, den man dann in Pietät hinunterkauen muß. Und wissen Sie nun, worauf diese Frau alle ihre Hoffnungen gegründet hat? Auf den Tod und auf Gott. Sie schwärmt für den Tod, und jeden Morgen, wann sie sich aus unruhigen Träumen von ihrem Lager erhebt, fragt sie Gott: ob es nicht heut mit ihr vorbei sein werde? Sie bedarf nichts mehr als den Tod, und alle noch keineswegs erloschene Liebe und Leidenschaft ihres Herzens hat sich jetzt auf den Tod geworfen, welcher ihr eine lebenflammende Zukunft ist, und unter der Zukunft stellt sie sich nichts als eine Erneuerung ihrer schönen Vergangenheit vor. Sie hat sich dabei in die wundersame Hoffnung hineingeträumt,

noch einmal schön und jung zu werden, und darum leuchten ihre Augen, wenn sie den Tod nennt, von dem sie die Wiedergeburt alles Dessen, was ehemals reizend und entzückend an ihr gewesen, erwartet. Da haben Sie die Idee des Neulebendigwerdens im Tode, wie sie auf ganz naive Weise in einem zwar frommen, aber doch nicht vorherrschend christlichen und orthodoxen Gemüth sich mächtig erweist. Denn meine alte Base ist in unserer Familie nicht gerade ihrer Rechtgläubigkeit wegen bekannt, da sie von jeher viel weltliche Neigung und Weisheit in ihre Andacht mengte. Aber wie stark muß es in der menschlichen Natur begründet sein, an den Tod Lebensansprüche zu machen! Dieser Frau ist das Alter eine gehässige, langweilige, fast beschimpfende Bürde, und sie hofft im Tode auf eine neue Jugend, die ihr wieder Genuß und Ehre schaffen werde. Jugend, Schönheit, Tod und Gott haben sich ihr gewissermaßen zu einem Begriff verschmolzen, und an dieser Herrlichkeit der Zukunft zehrt sie mit ihrer ganzen Sehnsucht und aller Kraft, welche den hinfälligen Körper noch bewohnt. Vor allen Dingen aber hofft sie durch den Tod zu Gott zu kommen und darin eigentlich sucht sie ihren neuen Ruhm, ihre neue Jugend und Schönheit. Ihr jetziges Leben scheint ihr Schmach, und vom Tod dagegen hofft sie Ehre,

denn er ist ihr gleichbedeutend mit Gott und führt zu Gott, den sie auch von Angesicht zu Angesicht zu schauen denkt. Darum freut sie sich, daß sie mehr und mehr abstirbt geistig wie körperlich. Aber der Tod zögert ihr lange, und so führt sie ein Stillleben der Verzweiflung, in seltsamen Gedanken und Träumen, die wie todbedeutender Vögelflug beständig ihr Haupt umschwirren. Dies ist meine Geschichte, die Ihnen ein Beispiel geben soll, wie die christliche Idee des Absterbens, das zu Gott führt, ganz naiv in der menschlichen Natur vorhanden sein kann, und nicht bloß eine Erfindung der Priester und der Gebetbücher ist.

Sie schwieg hier, obwohl ich gewünscht, daß sie noch lange fortgefahren hätte zu reden, denn wenn sie in Eifer gerieth, kam auf eine holde Weise Vieles von ihrem tiefsinnigen und auch wohl gelehrten Wesen zum Vorschein, das sie sonst mit Sorgfalt an sich verbarg, indem sie es meistens vorzog, für ganz unbefangen zu gelten.

Unterdeß hatte sich das Wetter verfinstert, das Meer kam in Aufruhr und donnerte in gewaltiger Wogenbrandung gegen die Wände des Schiffes, dessen Schwankungen immer heftiger wurden. Die Miß hatte keinen Anfall von der Seekrankheit zu befürchten, aber die Nässe, die der Sturm umher-

trieb, machte den Aufenthalt auf dem Verdeck unmöglich. Unten in der Kajüte war leicht noch ein bequemes Plätzchen zu finden, denn die Zahl der Passagiere war auf der heutigen Fahrt nicht groß.

Ich sagte, ich wolle ihr eine andere Geschichte gegen die ihrige erzählen. Die meinige solle von dem Drang eines deutschen Gemüthes nach Gott handeln, aber sie werde beweisen, nicht daß der Tod, sondern wie das Leben zu Gott führe, das Leben in seiner kräftigsten Bewegung und Sättigung. Ich theilte ihr die nachfolgenden Blätter mit, die auch hier ihre Stelle finden mögen, da sie anderswo nur in halben Andeutungen abgedruckt werden konnten. —

3. Eine deutsche Geschichte.

— Im Theater war Lessing's Emilia Galotti gespielt worden. Desirée war als Emilia eine wunderbare Erscheinung, und legte in diese einsylbige Rolle so viel von ihrem eigenthümlichen Naturell hinein, daß eine ihr ganz angehörende Schöpfung daraus wurde, mit der aber der weise Dichter selbst sich gewiß einverstanden erklärt hätte.

Sylvius war gleich nach dem Schluß des Trauerspiels fortgeeilt, um die Wohnung der berühmten Schauspielerin zu erreichen. Sie liebte nicht, daß er sie aus dem Theater selbst nach Hause führte, aber sie erlaubte ihm, nach der Vorstellung den Thee bei ihr einzunehmen, und ihr seine Urtheile zu sagen.

Desirée bewohnte gemeinschaftlich mit ihrem alten Vater einige kleine und einfache Zimmer, die

dem Glanz ihrer sonstigen Verhältnisse keineswegs entsprachen, in deren heimlicher Einrichtung man aber um so lieber ihrem stillen und sinnigen Geist begegnete. Sylvius kannte seit einiger Zeit kein größeres Entzücken, als in ihrem Gemach zu sitzen, und von diesen traulichen Zeichen ihres täglichen Lebens sich umgeben zu sehn. Der junge Mann versank wieder in seine schönsten Träume, als er jetzt, ein spärlich brennendes Licht vor sich auf dem Tisch, auf dem schlichten Sopha sich ausstreckte, um Desirée zu erwarten. In ihren Blumen, die ihm vom Fenster her entgegendufteten, glaubte er ihren Athem und den Hauch ihres Wesens zu spüren. Einige Bilder und Portraits, die an den blaugemalten Wänden hingen, sagten ebenfalls charakteristisch, was sie liebte, wofür sie Interesse und Sympathieen hatte. Neben ihm saß Desirée's Vater, der alte Hilbert, in einem vortrefflichen Lehnstuhl, der, für ihn eigens von der sorglichen Tochter angeschafft, das einzig prächtige Meuble in dem ganzen Haushalt war.

Sylvius führte mit dem Alten nur eine abgebrochene Unterhaltung, so sehr dieser auch immer zum Reden aufgelegt war, und heut etwas Besonderes zu haben schien, das er mittheilen wollte. Er besaß noch die naive Treuherzigkeit der Provinz, aus

der ihn das glänzende Schicksal seiner Tochter plötzlich in eine reichere Lage hergerufen, und unter diesen neuen Verhältnissen, die mit seiner vorigen Armuth und Niedrigkeit contrastirten, hatte sein Wesen etwas Possirliches angenommen, das zuweilen durch eine unbegränzte Ehrfurcht für seine Tochter rührend wurde. Er fragte nach Desirée's Spiel am heutigen Abend, wovon er freilich in der Regel wenig verstand.

Sylvius sagte vor sich hin: Sie hat, wie immer, zu viel gegeben! Sie verausgabt ihre ganze Seele auf den Brettern, und ich könnte fast eifersüchtig auf das Publikum werden, an das sie so viel von ihrem herrlichen Selbst verschwendet.

Der alte Hilbert lachte über diese Rede laut auf. Ein Schelm giebt mehr als er hat! sagte er drollig. Meine Tochter ist aber kein Schelm. Wartet nur, sie wird Euch bald gar nichts mehr geben, sie kann auch geizig sein! — Wissen Sie denn, fuhr er plötzlich ernster werdend fort, daß Desirée gänzlich vom Theater abgehen will?

Sylvius schwieg und versank in ein nachdenkliches Hinsinnen. Er war ein schöner, hochgewachsener Jüngling, blond, aber ausdrucksvoll in seinen feinen Gesichtszügen. Mit seiner großen Jugend-

lichkeit verband sich etwas Mildes, Stilles und Träumerisches.

Jetzt hielt ein Wagen vor der Thür, Desirée kam. Sylvius trat ihr lebhaft entgegen, aber sie begrüßte ihn nur flüchtig, denn sie liebte nicht, daß man sich mit großer Aufmerksamkeit um sie bemühte. Dagegen umarmte sie den alten Vater zärtlich, wie sie immer that, und ließ dann lächelnd noch ein Licht auf den Tisch setzen, weil die Beleuchtung des Zimmers gar zu spärlich gewesen war.

Desirée fühlte sich nach der Vorstellung so angegriffen, daß sie ermattet auf das Sopha sank, um einen Augenblick zu ruhen. Sie legte das Halstuch ab und entblößte die schöne Schulter, zog die Schuhe aus und begann, fast ohne Rücksicht auf Sylvius zu haben, ihre Umkleidung vorzunehmen, da sie in solchen Dingen höchst unbefangen war. Nur einen Augenblick schlüpfte sie in das Nebengemach, und trat in dem einfachen Hauskleide, in dem sie am lieblichsten aussah, wieder hervor. Desirée war groß, schön und kräftig, das dunkle Colorit herrschte in ihrem Gesicht vor und erhöhte noch mehr den geistigen Ausdruck desselben, der, bei aller sinnlichen Fülle der Gestalt, ihrem ganzen Wesen überwiegend eigen war. In den schwarzen glänzenden Augen lag Begeisterung, Phantasie und Nach-

denken, die etwas stark hervorspringende Nase verrieth Seelenmuth und Entschlossenheit, aber ein gewisser Zug um den Mund legte schon entweder eine Gleichgültigkeit oder Verstimmung gegen das Leben an den Tag. Berühmt aber war in der Bühnenwelt ihr herrliches schwarzes Haar geworden, das, wenn sie es in tragischen Momenten aufgelöst über den Nacken fallen ließ, ihr eine großartige Schönheit lieh, und einen wunderbaren Eindruck machte.

Sie setzte sich jetzt erst zu Sylvius, um mit ihm zu sprechen. Dieser ergriff ihre Hand und drückte sie an den heftig schlagenden Busen des Mädchens zurück. Wie Sie athmen, wie Sie wieder angegriffen sind, Desirée! sagte der junge Mann. Wenn Sie fortfahren, so viel Leben zu geben, werden Sie sterben! Ich habe Sie heut mit Schmerzen bewundert und zittre noch von dem Schauer des Entzükkens, den Sie verbreiteten. Sie sind die erste wahre Emilia Galotti, die ich gesehn habe, aber Sie haben die einfachen kurzen Andeutungen der Lessing'schen Worte, die jede Schauspielerin ohne Phantasie in Verzweiflung setzen müssen, fast mit zu gesättigten Farben ausgeführt, wenigstens für ein Lessing'sches Stück. Wo wollen Sie mit diesem Reichthum Ihres Geistes auf dem Theater hin? Sie haben Recht gehabt, der Emilia ein mehr italienisches Colorit zu

geben, als es bisher alle Darstellerinnen gethan, und von vorn herein einen schwärmerischen und religiös feierlichen Grundton leise anzudeuten, dadurch haben Sie die beiden Widersprüche, die sich in diesem Charakter befinden, die anfängliche Furchtsamkeit des kaum zu sprechen wagenden Mädchens und nachher die Heldin, die plötzlich aus dieser schüchternen Mädchenknospe erwachsen ist, mehr vereinigt, erklärt und in eine Gestalt verschmolzen, als es irgend eine kritische Analyse vermocht hätte. Diese katholische Auffassung sagt Ihrem Naturell zu, obwohl die Handlung, die der Dichter geschildert hat, eigentlich antik ist und unter den modernen Sitten ziemlich fremdartig dasteht. Wie viel Ueberfluß an Unschuld, Seele, Leidenschaft und Thatkraft müssen Sie selbst aber in Ihrem Innern beherbergen, Desirée, daß Sie in den wenigen Worten, die Lessing seiner Emilia gegeben, ganze Lebensperspectiven eröffnen, an einer unscheinbaren und mehr rhetorischen Phrase alle Pulse des weiblichen Herzens anschlagen lassen können! Wahrhaftig, Sie behandeln alle Ihre Rollen musikalisch, ohne dadurch die Wirklichkeit zu verfehlen. Ihre Seele möchte Musik werden, um nur Alles ausschütten zu können, was in ihr lebt, und was in seiner übergroßen Fülle leichter den Klang findet als das Wort!

Aber mir bangt, wenn diese geheimsten Laute Ihrer Seele an die Logen schlagen und in das Parterre treffen! Ich verliere mich mit Wonne in diese Tiefe, Reinheit und Frische, in dieses jugendliche Mysterium Ihres Wesens, und hänge ganz an Dem, was Sie ausathmen, aber ich bin doch nicht mit Ihnen zufrieden, so sehr ich auch von der Gewalt Ihrer Eindrücke abhänge, und gerade in den Momenten, wo ich Sie am meisten zu loben gezwungen werde, möchte ich Sie tadeln! Und jetzt, wo Sie mir so hold und einfach gegenübersitzen, begreife ich nicht, warum Sie solche Stürme erregen wollen, aber ich begreife ein unendliches Glück, das Sie gewähren können, als Göttin des Friedens, der Liebe, der Tugend! —

Desirée schwieg und entzog ihm ihre Hand. Dann traf sie Anstalten, den Thee zu serviren. In dem kleinen Haushalt gab es fast keine Bedienung, Desirée that und besorgte gern das Meiste selbst, wie sie es aus den beschränkten Verhältnissen ihres früheren Lebens her gewohnt war, und sie zeigte sich darin ausnehmend liebenswürdig, daß sie diese häuslichen Sitten mit derselben Anspruchslosigkeit beibehalten hatte. Sylvius fand sie in diesem bescheidenen Walten ebenso erhaben, wie auf dem Kothurn der Bühne, und entzückte sich fast noch mehr

darüber. Bei Desirée war wirklich keine Koketterie darin. Sie war in der That ein einfaches Mädchen, und nur Das, was ihr selbst noch unklar geblieben, ihr verborgenes Herz, war zusammengesetzt und verwickelt, aber darüber hüllte sie im gewöhnlichen Umgangsleben einen undurchdringlichen Schleier. Sie lebte zurückgezogen, unterhielt sehr wenige Bekanntschaften, schlug die meisten Einladungen aus, und machte nur regelmäßig alle Tage einen einsamen Spaziergang, auch bei ungünstigem Wetter. An den Abenden, wo sie nicht spielte, sah man sie doch meist im Theater, wo sie oft ganz allein in der Bühnenloge saß, mit der größten Aufmerksamkeit der Vorstellung folgend, während die andern nicht beschäftigten Schauspielerinnen an diesen Abenden sich reizendere Unterhaltungen zu suchen pflegten.

Desirée wurde jetzt freundlicher gegen Sylvius, indem sie ihm den Thee einschenkte, und von den Butterbroten darreichte, die sie so eben mit eigener Hand und vor seinen Augen zurechtgemacht hatte. Aber man saß schweigsam um den Tisch und es kam keine rechte lebendige Mittheilung in irgend einer Art zu Stande. Desirée war zerstreut und schien etwas zu haben, was sie immer von Neuem mit sich selbst beschäftigte, wenn sie sich auch zuweilen mit der ihr eigenen Gutmüthigkeit losreißen wollte, um auf

Sylvius zu hören oder ihm etwas zu erwiedern. Auch ihr Vater, der alte Hilbert, war heut nicht im Besitz seiner guten Laune, mit der er sonst die belustigendsten Einfälle vorzubringen wußte, und sein weißes Haupt, das ebenso ehrwürdig als heiter aussah, bückte sich zuweilen nachdenkend über den Tisch. Doch hatte er sich, wie er immer that, mit einer gewissen Förmlichkeit zum Thee niedergesetzt, indem er den neuen blauen Frack mit den blanken Knöpfen dazu angezogen, um eine gewisse Achtung, die er für das vornehme Wesen des jungen Sylvius spürte, dadurch an den Tag zu legen, wie denn seine Art meistentheils etwas Drolliges hatte.

Desirée richtete bald an Sylvius die Bitte, sie heut zu entschuldigen, weil sie müde sei und sich zu Bett begeben wolle. Sylvius schickte sich sogleich an zu gehen und nahm seinen Hut. Desirée leuchtete ihm selbst hinaus und duldete nicht, daß ihr Vater sich bemühe. Wenn die Aufwärterin nicht zugegen war, pflegte sie ihm auch selbst die Hausthür aufzuschließen. So ging sie auch heut mit ihm hinaus auf den Flur, und entließ ihn dann mit derselben Güte wie immer, indem er ihr die Hand küßte.

Sylvius schlich, in seinen Mantel gehüllt, in die weiße Winternacht hinaus, und seufzte: Sie

liebt mich nicht! Sie hat Seele, Herz, Feuer und Leidenschaft, aber nicht für mich. Auch für Niemand. Sie verschwendet ihren herrlichen Kern an die wesenlose Schwärmerei der Dichtung, aber sie gehört in der Wirklichkeit Niemand an, nicht einmal sich selbst! Sie ist so schön und fern wie diese Sterne da oben am Winterhimmel, die Feuer ausstrahlen, glänzend, verheißungsvoll, aber es bleibt für mich doch ein kalter Schimmer, der keine Wärme spendet! Was ist Desirée? Ist sie tugendhaft, kalt, sinnlich, hingebungsfähig? Ich weiß es nicht. Alles liegt in ihr da, aber Alles verbirgt sich. Alles blüht in und an ihr, aber nichts steckt die Blumenspitzen heraus, daß man es fassen könnte! —

Sylvius bog in die nächste Straße ein, an deren Ecke er gewöhnlich seinen Wagen warten ließ, denn er hatte Desirée, die ihn nur als einen einfachen und schlichten Theaterfreund kannte, über seine Verhältnisse ununterrichtet gelassen, weil er wußte, daß sie, ihrer Sinnesart nach, jede anspruchsvollere Bekanntschaft abgelehnt haben würde. Mit der Zeit hatte er ihre Vorurtheile und Zurückhaltung zu besiegen gehofft, denn er liebte sie und setzte auf sie ernste Lebenshoffnungen.

Er war zu unruhig, um schon in den Wagen zu steigen und nach Hause zu fahren, er befahl dem

Bedienten, noch seiner zu harren, und eilte in der bewegtesten Stimmung einige Straßen auf und ab. Seine Schritte führten ihn unwillkürlich noch einmal an dem Hause Desirée's vorüber, und da ihre Wohnung Parterre lag, konnte er sich nicht enthalten, einen Blick durch den Spalt der Fensterlade zu werfen, hinter der noch Licht schimmerte. Desirée saß am Tisch und schrieb eifrig, wie es schien, in großer Bewegung. Sylvius stand von Verwunderung gebannt, und in den lieblichen und sinnigen Anblick des Mädchens versunken. So viel ihm bekannt war, hatte sie keine Verbindungen, die sie veranlaßten, Briefe zu schreiben, aber er wußte, daß sie sich zuweilen getrieben fühlte, ihre eigenen Gedanken auf das Papier zu werfen. Sie hatte auch einige Gedichte niedergeschrieben, die schon der Stimmung nach, aus der sie geflossen, gewiß eine Bedeutsamkeit hatten, aber sie verbarg das Alles so sorgfältig, daß es Sylvius bloß ahnen durfte, und nur der Zufall hatte ihm einmal einige merkwürdige Papierstreifen davon vor Augen geführt.

Die Nacht umher war so still, daß Sylvius fast das starke Gehen ihres Athems zu vernehmen glaubte. Ihr Busen wogte auf und nieder, ja er glaubte, daß sie eine Thräne aus den Augen wischte. Bald aber öffnete sich die Thür des Nebengemachs,

und ihr alter Vater trat im Nachtkleide heraus, ihr Vorwürfe machend, daß sie noch nicht das Bett suche. Er fragte sie, was sie so spät nach Mitternacht noch zu schreiben habe?

Ich schreibe einen Brief, sagte Desirée, an Honesta, unsere gute Nonne, meine mütterliche Freundin und Erzieherin. Du weißt, ich verdanke ihr Alles, was ich bin, weiß und kann! Wir werden, denke ich, wieder in das kleine Städtchen zurückkehren, wo ich meine harmlose und niedrige Kindheit verbrachte, wo Wald und Thal mich kennen, und wo in der Nähe auf hohem Berge das Kloster liegt, in dem Honesta ihren Gebeten, Gedanken und Gesängen lebt. Mein Väterchen, ich habe es Dir ja schon bestimmt erklärt, daß ich meinen Contract, der übermorgen zu Ende läuft, nicht wieder erneuere, sondern in die Unbedeutendheit unsers früheren Lebens mich mit Sehnsucht zurückwende! Dies wird mir Ruhe und Glück bringen.

Der Alte wurde unruhig und äußerte fast mit Heftigkeit seine Mißbilligung über diesen Schritt, den er längst gefürchtet. Desirée suchte ihn zu beschwichtigen, sie sagte, Mangel solle der theure Vater darum nie erleiden. Es sei ja von ihnen so viel erspart worden, um längere Zeit einen mäßigen Wohlstand fortzuführen, und dann würden ihre

Hände fleißig für ihn arbeiten, um ihn zu nähren und zu erquicken.

Er schüttelte traurig und widerstrebend den Kopf. Und Sylvius? fragte er die Tochter. Hat der junge Mann verdient, daß Du ihn gänzlich zurückweisest? Nimmst Du gar keine Rücksichten auf ihn?

Daß ich ihm wohlwill, weißt Du, sagte Desirée, denn er ist der Einzige gewesen, dem ich den Zutritt zu mir verstattet.

Große Gunst! sagte der Alte. Einen armen Fisch auf Leben und Tod an der Angel zappeln zu lassen! Hat er also gar nichts von Dir zu hoffen, der schöne, blonde, junge Mann?

Nein! erwiederte Desirée, und schwieg einen Augenblick, nachsinnend.

Dann trieb sie den Vater, sich zur Ruhe zu begeben.

Aber Sylvius draußen glaubte mit ihrem letzten Wort sein Todesurtheil vernommen zu haben. Er wußte nicht, ob es Schmerz oder Zorn war, was in ihm sich regte, aber als er noch einmal einen Blick auf die herrliche Gestalt warf, die ihm nie gehören wollte, verdunkelte sich sein weinendes Auge. Er eilte rasch fort, mit dem hoffnungslosen Entschluß, sie nie wieder zu sehen. —

Desirée blieb noch wach, mit ihrem Brief und ihren Gedanken beschäftigt. Sie las den ersteren noch einmal durch, und wiederholte sich besonders folgende Stellen, die sie an die Nonne Honesta über den Zustand ihres Lebens und Gemüths geschrieben.

— Honesta! Mutter und Schwester, Freundin und Geliebte! Denn das hast Du mir immer sein wollen, und bist es mir treulich gewesen! Soll ich wieder zu Dir kommen, um mit Dir zu beten? Ich komme, ich komme! Mein unbändiges Herz, das Du gebildet aber nicht gezähmt hast, sehnt sich nach Dir, damit Du ihm sagest, was ihm jetzt fehle und ihm helfest, denn Du kennst das Herz.

— Seit sechs Jahren hast Du mich nicht gesehen, und ich möchte wissen, ob ich Dir noch gefalle? Du hast mich gewiß längst verloren gegeben, nachdem Du wußtest, daß ich als Schauspielerin die menschlichen Leidenschaften zur Darstellung bringen helfe, deren die Anderen unseres Geschlechts entweder sich schämen oder die sie nicht haben, und über welchen Du selbst, nach einem heißen und unruhigen Jugendfrühling, ein frommes Grab in Deiner Seele errichtet hast. Aber Du siehst, ich komme wieder zu Dir, um mich Dir zu zeigen, wie ich bin! Mich verlangt nach Deinem Trost, Deiner Ruhe und Liebe.

— Und doch ist von Dir zuerst mir mein Unfrieden gekommen! Du warst meine Lehrerin, Du nahmst Dich aus Neigung des armen Kindes an, das ohne Dich ununterrichtet und unbewegt geblieben wäre. Aber Du nährtest schon früh einen jungen lebensbegierigen Geist mit dem Feuerwein der Poesie, der von Dir selbst übertroff. Mir die Dichtung in mein Herz flößend, regtest Du, ohne es zu wissen, gewaltig Natur und Sinne in mir an, und ich empfand Mächte in mir, mit denen ich nicht wußte, wohin! Du ließest mich von Dir mit Deinem Segen, und herrlich und bange lag die Welt vor meinen Augen. Es war ein Chaos von Gott, Liebe, Poesie und Welt in meiner Seele, aber alle diese Dinge vereinigte untereinander ein und derselbe Geist der Sehnsucht in mir.

— Und doch wußte ich nicht, was ich eigentlich suchte, was ich wollte! Zufällige Ereignisse brachten mich auf die Bühne, und, in der unerfahrenen Hingebung meiner ganzen Seele, empfand ich dort zuerst die Wohlthat, mich austönen zu können. Ich hatte das Theater immer für wichtig gehalten und geglaubt, daß die edelsten Geister sich dazu hergeben sollten, es wieder zu heben. Für mein eigenes Selbst erschien mir das Theater, wie seltsam es auch klingt, zugleich als ein Ausweg für die innern Leidenschaf-

ten und Bewegungen der Seele, die mich drängten und von denen ich im Leben keine Anwendung ersah. Und doch wollte ich vor allen Dingen leben, und das Leben in mir aus allen Poren ausströmen lassen. Nun hatte ich einen Raum gefunden für das weibliche, lebhafte, von Empfindung und Begeisterung übervolle Herz, dem nur in der Dichtung und ihrer Darstellung in dieser Weise vergönnt sein sollte, sich auszuleben und auszusprechen. Ich machte große Experimente mit Allem, was in mir war, und ließ, unter dem Schutz dieser fremden Gestalten, die ich annahm, meine eigne Seelenharfe sich ausklingen. Ich erschrak oft selbst vor dem, was ich zur Erscheinung brachte, aber es riß mich unwillkürlich dazu hin und lag in den Gränzen und der Fülle meiner Natur. Ich wurde berühmt durch die Gewalt meiner Empfindungen, und man beklatschte mich. Ich verachtete das Publikum, aber wenn ich im Leben, als einfaches Mädchen, alle diese drängenden und stürmischen Laute, diese großartigen Schauer der Leidenschaft und des Schmerzes hätte hörbar machen wollen, würde man mich verachtet haben. Ich weiß selbst nicht, wie mir die ganze Zeit zu Muthe war, aber es muß doch ein Bedürfniß meiner Seele gewesen sein, das dunkle Feuer, das in ihr loderte, ausstrahlen zu können. Wie ge-

sagt, auf jedem anderen Terrain würde mir der Muth dazu gefehlt haben.

— Aber ich habe auch die Sehnsucht, glücklich zu werden, in meinem Herzen. Mir ist klar geworden, daß ich bisjetzt nur unglücklich war. Aus dem Chaos meiner Natur hat sich noch keine harmonische Gestalt, kein sonniges Bild der Freude geboren. Honesta, mir brennt der Kopf, lege Deine sanften Hände wieder über meinen glühenden Scheitel! Ich bin krank, und die Aerzte rathen mir, mich zu mäßigen, wenn ich spiele. Ich werde gar nicht mehr spielen! Ich suche die Einsamkeit und Verborgenheit, den Schatten und die Stille.

— Sage mir doch aufrichtig, Honesta, welches Deine glücklichste Stunde im Leben war? Gewiß die Stunde, in der Du liebtest, aber was? Das Höchste, was es noch für mich giebt, wäre die Liebe, aber ich weiß nicht, was ich lieben soll. Ein holder, träumerischer Jüngling in meiner Nähe hat mir gefallen, aber ich glaube nicht, daß ich ihn liebe. Ich bin unklar in mir, was für mich die Liebe bedeutet. Ich sehne mich nach Gott und Liebe! Unsere heilige Kirche soll mich aufnehmen.

— Der Drang nach Liebe, von dem ich unendlich entbrenne, lodert als ein Opfer meiner jungen Seele zu Gott empor. Gott mag meine Liebe,

mit der ich sonst nirgend hin weiß, empfangen und lohnen, da er ja selbst die höchste Liebe ist, und mich zuerst geliebt hat. Ich komme zu Dir, Honesta, um mit Dir zu beten, und an Deiner Seite meine Liebesbrust in Andacht zu kühlen.

— Ich will arm werden und Gott lieben. Das wird das Schönste sein. Ich komme, ich komme! — — —

Desirée hatte nun, wie es von ihrem entschlossenen Wesen zu erwarten stand, ihr Vorhaben ausgeführt, und lebte seit einiger Zeit mit ihrem Vater in dem kleinen Städtchen, das von aller Welt abgelegen und in einem einsamen Bergthal eingeschlossen war. Es war unterdeß Frühling geworden, und Desirée überschaute aus dem Fenster des kleinen Hauses die grünwerdende Landschaft, aber nicht mit fröhlichen Augen, noch mit einem so zufriedenen Herzen, als sie gedacht hatte.

Sie hatte sich schon in vielen ihrer Hoffnungen getäuscht gesehen. Die Einsamkeit, die sie gesucht, bewährte ihren Zauber nicht, und ließ das unruhige Herz des Mädchens nicht glücklich werden. Ihre Lehrerin, die Nonne Honesta, auf deren erneuten Umgang sie große Erwartungen gestellt, hatte sie nur ein einziges Mal erst gesehen. Sie war den Klosterberg mit einer Hast hinaufgeflogen, als wenn

sie einem Geliebten entgegeneilte, aber schon während sie in den Armen der frommen Frau lag und ihr Herz recht dicht an das ihrige preßte, wie wenn sie sich retten wollte zu diesem friedensvollen Asyl, fühlte sie sich plötzlich von einer kalten Befremdung überschlichen. Honesta erschien ihr alt, knöchern, theilnahmlos, erstorben, Desirée sah sie verwundert an, und begriff nicht, daß dies die heilige Gestalt ihrer Kindheit sein solle, an der sie mit Enthusiasmus gehangen, zu der sie jetzt gewissermaßen gewallfahrtet war. Der poetische Duft war verschwunden, der sonst um die Nonne geschwebt, und im Relief des Alters trat selbst das, was früher schön und geistig bewegt an ihr gewesen war, nur noch wie eine abstoßende Schwärmerei hervor. Desirée war trostlos über diese Verwandlung ihres Ideals. Sie wankte fort. Auch die Gegend breitete sich nicht mehr in demselben Glanze vor ihr aus, wie damals, wo sie als ahnungsvolles Kind im Schatten des Waldes träumte. Alles kam ihr jetzt so klein, eng und gewöhnlich vor, daß sie erstaunen mußte, wie dies dieselbe Scenerie war, an der sie sich in den damaligen schönen Jahren begeistert.

Sie eilte niedergeschlagen in die kleine Hütte zurück, in der sie sich einfach und zierlich eingerichtet hatte, von einer ziemlich reichen Auswahl ihrer Lieb-

lingsbücher umgeben. In der Ecke stand ein Klavier, über dem Tisch am Fenster lag eine angefangene Stickerei ausgebreitet. Aber die rechte Ruhe und Behaglichkeit, die sie von diesen traulichen Räumen erwartet, hatte sie noch nicht darin gefunden. Dazu kam, daß es ihr nicht gelingen wollte, ihren Vater, der über diese neue Lebensänderung nur Unzufriedenheit und Kummer zeigte, wieder zu erheitern. Seitdem seine Tochter in den harmlosen und unbedeutenden Stand zurückgetreten war, schien der wunderliche Alte eine gewisse Ehrfurcht, welche ihm sonst die Schauspielerin und ihre magische Kunst eingeflößt, verloren zu haben und suchte mit mancherlei Grillen eine väterliche Oberherrschaft gelten zu lassen, die für Desirée, so sehr sie ihn auch liebte und ihm lächelnd zusah, doch zuweilen drückend werden mußte.

So unglücklich, wie heut, hatte sich Desirée noch nie gefühlt, und das Gebet tröstete ihr Herz nicht. Sie konnte es in dem kleinen Zimmer nicht aushalten, sie hätte klagen, in einen Strom von Thränen sich ergießen, und wie sonst, ihre Herz- und Seelenstürme laut ausklingen mögen, aber sie ließ sich verstummen, weil ihr Vater sie beobachtete. Dieser war immer geneigt, ihr Vorwürfe zu machen, sobald er sie traurig sah, und brauchte dann seine

Ueberredung, sie zur Rückkehr nach der Residenz zu bewegen. Jetzt wandte sie sich mit großer Verstimmung von ihm ab und verließ das Zimmer.

Sie eilte in den schönen hellen Tag hinaus, der draußen über den Feldern und Wiesen lag, und ihr Brust und Wangen mit Frühlingslüften kühlte. Sie sog begierig diese Erquickung ein, denn das Fieber ihrer ungestillten Sehnsucht bereitete in ihr eine brennende Gluth. Sie flog mehr als sie ging, es trieb sie, sie wußte nicht, in welche Ferne, und ihr einsamer Spaziergang führte sie bald in die entlegensten Pfade des Waldes. Die Sonne zitterte mit geheimnißvollem Lichterspiel durch die dichtverschlungenen Baumgruppen, die sich zu einem Tempel wölbten. Desirée sank auf den Rasen nieder, um ihre Gedanken zu Gott zu sammeln, den sie hier gesucht, dem sie Leben und Liebe allein gelobt. Aber sie konnte in ihren aufgeregten Gedanken Gott nicht finden, und sie erschien sich, seitdem sie ihn so inbrünstig gesucht, eher von ihm verlassen als begünstigt. Sie sank verzweifelt zurück, und lehnte die heiße Wange über die feuchten Gräser. Ihr ganzer Körper zitterte und über das schöne Gesicht rann eine Thräne. Dann richtete sie sich nachdenkend auf, ein beruhigendes Bild schien vor ihre Seele zu treten, aber sie mochte es sich selbst noch nicht ge-

stehen, was es war. Sie dachte an Sylvius, den stillen Jüngling, der sie treu und selten geliebt hatte. Jetzt erst, in der Ferne von ihm, nachdem sie ihn kalt verabschiedet hatte, fühlte sie das Reizende, das in seiner Liebe gelegen. Seine ganze Gestalt vergegenwärtigte sich ihr jetzt immer mehr, und sie empfand zum ersten Mal in ihrem Leben eine Sehnsucht nach ihm, die bald so stark und ungeduldig wurde, daß sie ihr fast nicht mehr zu bewältigen schien. Das Herz bebte ihr, alle Pulse schlugen leidenschaftlich an, und sie begann von ihm und seiner Liebe zu träumen. Sie erstaunte süß über diese Entdeckung, die sie in ihrem Herzen gemacht, aber noch mehr darüber, daß ihr dasselbe früher unter so festen und harten Banden gelegen, daß es keine Regung für den liebenswürdigen Jüngling zugelassen. Das Frühlingswehen, das rings um sie her über die Erde strich, schien auch in ihrer Brust gewissermaßen ein neues Erdreich aufzulockern. Sie stand auf, und indem sie langsam und nachsinnend von dannen ging, war es ihr, als sei sie um ein Besitzthum, ein Bild unverhofft reicher geworden, ohne, in der wunderbaren Illusion des Herzens, zu denken, daß sie dieses Glückes nicht mehr mächtig sei, sondern es damals von sich gegeben, als sie es besessen.

In ihre Wohnung zurückgekehrt, fand sie einen Brief vor, auf dessen Entsiegelung ihr Vater schon neugierig geharrt. Desirée ergriff ihn rasch, als erwarte sie Etwas, das ihrer gegenwärtigen Stimmung schön entsprechen solle, aber nachdem sie ihn durchlaufen, ließ sie ihn erschrocken fallen und heftete einen Blick der Betroffenheit, des Mitleides, des Schmerzes auf ihren Vater. Dieser Brief kündigte ihr den Verlust einer bedeutenden Summe an, die sie bei einem Banquier in der Residenz zurückgelassen, die Ersparnisse ihrer Künstlerlaufbahn, von denen sie in ihrer jetzigen Beschränkung längere Zeit ohne Sorgen zu leben gehofft. Jener Kaufmann hatte einen Bankerott gemacht und ihr war nichts mehr übrig geblieben.

Der alte Hilbert gerieth in Verzweiflung und überschüttete seine Tochter mit neuen Vorwürfen, daß sie, ohne Rücksicht auf ihn, in seinem Alter ihn dieser hülflosen Lage preisgegeben habe. Sie vermochte ihm mit der Versicherung, daß sie nun Tag und Nacht für ihn arbeiten werde, nur einen schwachen Trost einzuflößen, denn sie hatte selbst in der letzten Zeit gefühlt, wie es ihrer Natur widerstrebe, anhaltend zu arbeiten, und zu einem bestimmt erforderten Zweck Verrichtungen zu thun, die nur die Hand in Anspruch nahmen. Ihr geistiges Leben war zu rege

und drängend in ihr, sie war immer zu gedankenvoll beschäftigt, und den Händen entglitt bald die angefangene Stickerei, während das Mädchen in Träume und Selbstbetrachtungen versank. Doch glaubte sie noch, diese Anfechtung werde dazu dienen, ihr inneres Leben, ihr frommes Ringen mehr und mehr zu stärken.

Vater und Tochter geriethen bald in die drükkendste Lage, und Desirée, die sich von der Armuth eine Art Poesie vorgestellt, empfand schnell, wie bitter und herztödtend sie sei, und ihr ward öde zu Muthe, statt der inneren Erquickung und Erleuchtung, die sie in der christlichen Demüthigung gehofft. Das Leben lag wie ein naßkalter Regentag vor ihr, sie sah keine Sonne und keinen blauen Himmel mehr am Horizont ab. Bei allen Entbehrungen, denen sie für sich allein sich gern unterzogen hätte, störte es sie doch, so zu sagen, in der eigentlichen Andacht der Armuth, daß sie neben sich ihren Vater leidend und hülflos erblicken mußte.

Der alte Hilbert hatte inzwischen ein Auskunftsmittel versucht, um sich manche Bequemlichkeiten des Lebens, an die ihn der Wohlstand der letzten Jahre einmal gewöhnt, durch ein kleines Amt zu verdienen, das die Gevattern und Freunde ihm anzunehmen gerathen. Dies war der Beruf eines

Laternenansteckers, den, mit einigen anderen Functionen verbunden, er seit einiger Zeit verwaltete, und woran ihn Desirée mit aller Mühe nicht hatte verhindern können. Dies vermehrte noch das Quälende ihrer Lage, und, in ihr Zimmer sich verschließend, begann sie einer tiefen Melancholie anheimzufallen. Wie zitterte sie oft auf, wenn es Abends sechs Uhr schlug und die Theaterstunde sie an eine Zeit mahnte, wo sie sonst in der vollen Glorie ihrer Gefühle und Leidenschaften, überstrahlt von einem höheren Wesen der Begeisterung, von sich selbst nichts wissend und doch ihr innerstes Selbst erschöpfend, auf der Bühne gestanden. Jetzt war Armuth in ihr und um sie her.

Dem Städtchen, in dem sie lebte, stand ein besonders festlicher Tag bevor. Die gräfliche Standesherrschaft, zu der es gehörte, war durch den Tod des letzten Besitzers an eine Nebenlinie gefallen und der junge Graf, der die Güter antreten sollte, wurde zu festlichem Einzuge erwartet. Es hieß, daß er gegen Abend eintreffen werde, und man hatte im ganzen Städtchen eine große Illumination verabredet, auch waren Transparents und Triumphbogen aller Art errichtet, die weithin einen feierlichen Lichterglanz ausstrahlen sollten. Die Thätigkeit des alten Hilbert wurde bei dieser Gelegenheit ganz be-

sonders in Anspruch genommen. Aber der alte Mann hatte sich seit einiger Zeit ganz verändert, und jede Spur der Heiterkeit, deren er sonst fähig gewesen, war aus seinem tiefbetrübten Gesicht verschwunden. Er stand oft Stunden lang, auf einen Fleck vor sich hinstarrend, und schien mit einem Geheimniß zu kämpfen, das er Niemanden anvertrauen mochte. Desirée beobachtete ihn genau, aber sie konnte nicht erforschen, was diesem unglücklichen Tiefsinn ihres armen Vaters zum Grunde liege. Sein Geheimniß war aber kein anderes, als daß er sich seit Kurzem in den Kopf gesetzt, das Amt des Laternenanzünders, zu dem er sich hatte bereden lassen, sei kein ehrliches Geschäft, sondern verunehre vielmehr den rechtlichen Mann. Wie er zu dieser Ideenverbindung gekommen, war ihm selbst schwerlich klar, aber es peinigte ihn seitdem der entsetzliche Gedanke, daß er einen schimpflichen Beruf treibe, und ließ ihm kaum mehr eine ruhige Stunde.

Der festliche Abend war herangekommen, und die Flammen und Lichter, die Meister Hilbert angezündet hatte, brannten lustig in die laue Sommernacht hinein. Er selbst aber hatte sich heut mit einem besondern Ausdruck der Schwermuth von seiner Tochter entfernt. Desirée dagegen fühlte sich heut etwas aufgeweckter, das possirliche Treiben der

kleinstädtischen Festgänger hatte ein wenig ihren Spott gereizt und sie unmerklich erheitert. Sie verließ ihr Zimmer, hüllte die Glieder in das Umschlagetuch und begab sich auf die Straße hinaus. Bald aber wurde sie des Treibens der Menge auf den Gassen überdrüssig, sie wandte ihre Schritte ins Freie, und irrte immer weiter, an der schönen Dunkelheit und Milde der Nacht sich ergötzend, und die geheimsten Bilder ihrer Gedankenwelt wieder in sich aufrufend. In der Ferne tobte der Lärm, dem sie entflohen war, und accompagnirte seltsam die Träumereien ihrer Seele, die nach Freude, Glück, Liebe, Gott noch immer vergeblich suchte.

Unterdeß harrte man umsonst auf das Erscheinen des jungen Grafen, dem diese festlichen Veranstaltungen galten, und ein Theil der Lichter und Fackeln war fast heruntergebrannt. Es schien in der Absicht des Grafen gelegen zu haben, einen anderen Weg einzuschlagen, als auf dem man ihn erwartete. Er hatte zu Fuß einen Umweg durch den Wald genommen, um unvermerkt in die Stadt zu gelangen, sich einen Augenblick in der Mitte seiner Unterthanen zu zeigen, und dann in das Schloß sich zurückzuziehn. Er schien ein junger sinniger Mann, und schlenderte, in Träume und Gedanken verloren, allein über den nächtlichen Waldpfad hin, nachdem er seine Beglei-

ter mit dem Wagen vorausgesandt. Er kam an einem großen See vorüber, der herrlich gelegen war und zwischen romantischen Gebüschen und Bergabhängen seinen weißen Spiegel hervorschimmern ließ. Der junge Graf freute sich dieser Partie seiner Besitzungen, und verweilte eine Zeit lang, während der Mond, der eben im Aufgehn begriffen war, das malerische Bild zu beleuchten anfing. Bei diesem helleren Schein bemerkte er plötzlich, daß er sich nicht allein hier befand. Auf einer Bank am Rande des Sees saß eine weibliche Gestalt, in einen weißen Schleier gehüllt, in sich zusammengedrängt, und, wie es schien, bemüht, sich seiner Aufmerksamkeit zu entziehen. Er trat hinzu, faßte sie schärfer ins Auge und ein Schrei des Entsetzens oder der Freude entfuhr ihm. Er erkannte Desirée.

Desirée wandte sich nach ihm um, sie hatte eben von ihm geträumt und an ihn gedacht. Mit dem Ausruf: Sylvius! stürzte sie in seine Arme. Sie küßte ihn herzlich und ihm widerfuhr in der bloßen Berührung ihrer Lippen ein Glück, wie er es sich nicht mehr zu hoffen gewagt.

Beide saßen eine Zeit lang neben einander, fast ohne zu sprechen. Sylvius war von dieser Wiederbegegnung berauscht, er vergaß Alles, was ihn hierhergeführt hatte, See, Mond und Wald ver-

schwammen vor seinen entzückten Blicken, und nur die Geliebte an seiner Seite erschien ihm als das ächte Bild alles wirklichen Seins. Sie schien ihm erst jetzt eine Seele zu haben, die ihn verstand, doch wer war der Pygmalion gewesen, der diesen herrlichen Marmor belebt hatte? Desirée aber strömte in leisen Andeutungen ihr erhabenes Herz aus, und zeigte frei, daß sie liebe. Der Moment hatte sie ergriffen, sie konnte nicht mehr zurück.

Indeß sollte eine Störung gerade den ersten Austausch ihrer Seele treffen. Gegenüber am andern Ende des Sees irrte seit einiger Zeit eine Fackel umher, und beim Schein derselben erkannte sie bald eine männliche Gestalt, die zuletzt unbeweglich am Rande des Ufers stillstand. Endlich zischte und sprühte es laut im Wasser, Fackel und Gestalt hatten sich miteinander hineingeworfen, und ein Sterbeseufzer erschütterte die stille Luft. Desirée und Sylvius waren entsetzt hinzugesprungen, der letztere band einen Kahn vom Ufer, um in den See zu stoßen und vielleicht einem Unglücklichen Hülfe zu leisten. Er brachte den schon Entseelten ans Ufer zurück. Als der Mondstrahl schärfer über sein Gesicht fuhr, schrie Desirée laut auf, denn sie erkannte in dem Todten ihren Vater. Es war der alte Hilbert, den die Schwermuth, mit der er seinen letzterwählten

Beruf getragen, sogar bis auf den Punkt geführt hatte, sein armes Leben eigenwillig im Wasser zu enden.

Als Desirée von ihren ersten Schrecken erwachte, sank sie noch einmal dem treuen Sylvius, der zärtlich um sie bemüht war, an die Brust. Nun bin ich ganz Dein, nur Dein! sagte sie auf seine Bitte, ihm ewig anzugehören, und durch ihre Thränen brannte das neue Lebensfeuer der Liebe. —

Ein schönes, glückliches Jahr war verstrichen, Desirée war Gattin und Mutter, und ein fröhliches Kind, das die weichen Züge ihres Sylvius trug, schaukelte sich auf ihrem Schooße. An einem bezaubernden Sommermorgen saß Desirée auf dem Balkon des gräflichen Schlosses, neben ihr stand ein voller Rosenstock, der an Frische mit ihren Wangen wetteiferte, der prächtige Park, der zu ihren Besitzungen gehörte, lag duftend und rauschend zu ihren Füßen.

Ein Schauer des Wohlbehagens durchdrang Desirée's Brust, und sie drückte, die glänzenden Augen zum Himmel gerichtet, ihr Kind an sich, das mit ihren flatternden Locken spielte. Sie selbst war ein schönes Bild der Kraft, Harmonie und Gesundheit, und was früher in ihrem Wesen gei-

stig kränklich gewesen war, stand jetzt in einer fast derben, sinnlichen Blüthe. Eine gewisse Verklärung lag auf ihrem Gesicht, die jedoch keiner transcendenten Schwärmerei mehr, sondern dem gesättigten Besitz und Genuß der Gegenwart angehörte.

Ihr größtes Glück maß Desirée ihrem Kinde bei, das sie unendlich liebte und an dem sie ihrer Liebe kaum genugthun konnte. Erst durch ihr Kind glaubte sie sich ein neues und festes Verhältniß zum Leben gewonnen zu haben. Die Morgensonne blitzte fröhlich herab auf die Scheitel von Mutter und Kind. Desirée küßte die Stirn ihres Knaben, faltete die Hände, und betete, wie sie noch nie gebetet hatte: Heiliger Gott, jetzt erst erkenne ich Dich! In der Weite und Ferne hatte ich Dich gesucht, im Schmerz und in der Freude um Dich gebangt, und Dich nicht gefunden. Und jetzt, im Genuß des Lebens, ist mir, als hielte ich Dich an meiner Brust, und schaute Dich an im Lächeln meines Kindes! Jetzt weiß ich, wie sehr Du uns liebst und mehr als wir Dich lieben können und es versuchen sollen. Im Vollgefühl des Daseins bin ich selig festgehalten von den Erdenbanden und empfinde mich doch in Deiner Hand und als ein Theil von Dir,

o Gott! Mir ist wohl und klar. Liebe mich ferner, mich und mein Kind, und ich werde mich fröhlich in dem Genuß gehen lassen, von Dir geliebt zu sein. Was kann mir noch widerfahren, als Liebe? —

---

4. Die Liebe.

— In dieser Geschichte ist ein grausamer Stachel! sagte die Miß nachdenkend. Der Schluß klingt so versöhnend, und doch enthält er gerade das Schneidendste. Warum konnte Desirée Gott nicht finden, als sie unglücklich und verlassen war? Bedürfen wir nicht im Unglück am meisten Gottes? Und muß ein Frauenzimmer erst heirathen, um wahrhaft religiös zu werden?

Allerdings! sagte ich. Gott offenbart sich vorzugsweise den Glücklichen. Wer das Glück an sich zu fesseln versteht, dessen ist auch das Himmelreich. Gott ist mit den Siegern. Die Armen, Kranken und Hungrigen mögen ihm sehr leid thun, aber seine Lieblinge sind die Gesunden. Die Welt hat lange genug im Unglück Heil gesucht, wozu hat ihr

die Demuth geholfen? Zeugniß davon ist die Geschichte. Wenn die Menschheit ernstlich danach streben wollte, glücklich zu werden, würde sie auch die wahre Religion finden, nach der jetzt ihr ausgedörrter Busen vergeblich fiebert. Gott ist Glück und Freiheit!

Meine schöne sinnige Engländerin wandte sich von mir ab und sah stillschweigend durch das Kajütenfenster in die Meeresbrandung hinaus. Das Meer stürmte fort in seiner hocherhabenen Raserei und das ganze Weltall schien eine bange Schreckensmelodie zu heulen. In den Spalten der Wellen sah man in unendliche Abgründe hinein, und der Geist verlor sich von sich selbst, um mit den Winden in das uralte Nichts der Schöpfung hineinzuschwärmen.

Welcher Lärm im Weltall, und doch, welche Einsamkeit! sagte die Miß fröstelnd. — —

Zuweilen macht das stürmende Meer Pausen, wie vor Erschöpfung, aber in demselben Moment, wo es sich noch auszuruhen scheint von seiner Wuth, läßt es schon wieder wilde Schreie hören in der Nähe und Ferne, wie einen allgemeinen Unglücksruf, in dem das All zerbersten möchte, und dann beginnt der göttliche Wahnsinn der Elemente mit stärkerer Heftigkeit als je seine Spiele. Die Träume

der ganzen Welt ziehen in den aufundniedersteigenden Wellen an uns vorüber, längst Begrabenes steigt in sichtbarer Gestalt wieder herauf aus der Wassertiefe, die Vergangenheit als Engel und die Zukunft als Gespenst. Stimmen in der Luft erzählen uns von alten Wünschen, an die wir längst nicht mehr gedacht, und der geschwätzige Meerestropfen flüstert von Geheimnissen in unserer Brust, die uns mit Verwunderung wieder einfallen. Das grüne gaukelnde Meer windet sich vor uns wie die Schlange des Paradieses, um uns träumerisch zu verführen, daß wir hinabsteigen in die Untiefen unserer eigenen Seele. Um uns her wird es Nacht, aber in hellen Sternenfunken geht die Vergangenheit um unser Haupt auf und man sieht die erleuchteten Umrisse längst entschwundenen Lebens. Ich stand allein mit Dir in Deinem Zimmer, es war selten, daß Du mich dahin mit Dir führtest. Es ging gegen Abend, Du warst so schön und gut, und doch wieder so traurig, wie ich Dich noch nie gesehn. Das kleine Zimmer enthielt nur noch Dein Bett, auf den Stühlen lagen Schmuck, Tücher und Bänder von Dir, und Du tratest erröthend an das Fenster, um es zu öffnen und hinauszuschauen, denn es war seltsam schwül in dem Gemach. Ich stellte mich vor Dich hin, und Du warst unendlich lieb.

Ich küßte Dir die Hände, und Du weintest. Dein großes Leid verklärte sich Dir aber wieder in Deinem sonnigen Auge, Du lächeltest unbeschreiblich, und ich wußte nichts als den Gemeinspruch, Dich an die Zukunft zu verweisen. Jetzt hat die Zeit diese Zukunft längst herangebracht, und Du lächelst nicht mehr, sondern Du entschwebtest in eine unerreichbare Ferne. Damals berührten sich unsere Lippen zu einem stillen Bunde und dieser Kuß trägt jetzt meine ganze Vergangenheit, er ist das ewige Moment der Vergangenheit geworden. Was ist auch Vergangenheit anders als ein göttlicher Kuß der Seele, dessen Feuer uns nie verlischt, der uns über Länder und Meere folgt und noch unter den fernsten Himmelsstrichen empfunden wird! Mitten im wildesten Meeresstrudel überrascht uns die süße Erinnerung, und vor Sturm und Nässe der Gegenwart zusammenschauernd, verliert man sich in das alte Liebesspiel der Vergangenheit, das uns wie im leisen Nachklang der Welle hier umflüstert. Schlimmer ist es mit der Zukunft. Man folgt verzweifelnd der Brandung der Wogen bis in die fernsten Nebel des Horizonts, und die Gedanken jagen sich über die Zukunft, ohne ein Ziel zu finden. Was sagt das Meer von der Zukunft? Welche Gestalt von ihr zeigt es in seinem brausenden Wellenspiegel, in die-

sem Hexenkessel, den das Schicksal selbst umzurühren scheint, um uns darin seine Wahrsagungen von den kommenden Dingen der Welt hervortauchen zu lassen? Was webt und bildet sich da unten im Schooße des Meeres? Ist es Kirche oder Tribune, Volksversammlung oder Familienzimmer, dessen Lineamente sich mir dort in der Bewegung der Gewässer zusammensetzen und worin die Zukunft erscheint? Sind es gestürzte Götter, die dort in der Brandung stöhnen, gefallene Heroen, die von der alten Herrlichkeit die thränenwerthe Geschichte erzählen? Ich sehe eine Kirche sich wölben, aber Gott selbst kommt im Wirbel der Weltgeschichte dahergefahren, und zerschlägt ihre Säulen, daß krachend der Tempel wieder zusammenstürzt! Das Meer fließt in dunkler Strömung darüber hin, die Winde seufzen, und die Welt harrt zitternd auf die neue Offenbarung Gottes. Oder will sich Gott auf der Volkstribune offenbaren, von der ich stärker noch wie die Meeresdonner das Wort der Freiheit herüberschallen höre? Aber es ist ein unverständliches und ungeordnetes Brausen, sodaß die ganze Schöpfung vor ihm erbebt, und Gott zögert noch, den Messias der Freiheit zu senden, welcher die Völker lehrete. Die schönsten Geschenke der Menschheit hält Gott am längsten und unerbittlichsten in seinem

Schooß verhüllt. Das Meer schießt heulend in dicken Wasserstrahlen über mein Bild, und die Freiheit ist eine schwache Lilie, die im ersten Sturm der Fluthen vergeht. Oder will sich Gott neu offenbaren in dem stillen Familienzimmer, in dem die Liebe ihr Heimathsrecht gefunden und von dessen Glück da drüben im aufflammenden Sonnenschimmer die kleinen krausen Wellen singen? Aber die Liebe ist ebenso schwer zu verwirklichen, als die Religion und die Freiheit, und sie hat einen alten Erbfeind, welcher der Gottheit selbst gefährlich werden könnte, das ist die Langeweile. Warum sendet aber Gott nicht den Priester der ewigen Harmonie herab in die Familien- und Gesellschaftszimmer, um die ächte und unsterbliche Liebe zu gründen auf Erden, die nicht hinsiecht an Langerweile und nicht umschlägt in Haß? Doch der Sonnenschimmer, welcher dort die leiseste Spitze der Wellen anflog, erlischt wieder, und der höhnisch pfeifende Sturm richtet aus den Wogen Pyramiden auf, aus denen mich ironisch lächelnde Mumien ansehen. Eine neue Meeresbrandung entsteht und verschüttet mein sociales Paradies und meinen Tempel der Liebe! —

Während ich mich stillschweigend in so tolle Meeresphantasieen verlor, hatte sich meine Reisegefährtin unterdeß ein Vergnügen daraus gemacht,

Blätter aus ihrem Portefeuille zu zerzupfen und zum Spielwerk dem Meere durch das Fenster zuzuwerfen. Zuweilen blies sie dieselben muthwillig über meinen Kopf hinweg, ohne daß ich es bemerkte, worauf Wind und Wellen in einem Nu die lustig wirbelnden Papierflocken begruben. Dann ließ sie auf einmal einen lauten Schrei hören, und blickte betroffen auf ihre Brieftasche und die Blätter, welche sie zerrissen.

Ach, rief sie mit der lieblichsten Betroffenheit, was habe ich gethan? Ich habe hier in Gedanken Ihre ganze Reisephilosophie zerrissen, während ich glaubte, es sei eine alte Rechnung, die ich verzettelte.

Alle meine 100 Sätze? fragte ich lachend, und war bemüht, noch die letzten eben ausfliegenden Fragmente meiner Weisheit wieder einzufangen. Es gelang mir auch wenigstens einen der zusammengeknäulten Zettelchen zu haschen, und als ich ihn entfaltete, fand sich gerade das Wort L i e b e darauf.

Die Liebe war also gerettet.

Dies veranlaßte Traurigkeit und Gelächter zu gleicher Zeit, und bei der Miß ein sanftes Erröthen.

Sie entschuldigte sich, daß sie die Blätter zerrissen, die ich ihr in einer scherzhaften Stunde in

ihrem Portefeuille beschrieben, aber den Zettel mit der bloßen Liebe wollte sie nicht wieder von mir annehmen.

In Paris hatte ich einmal einen seltsamen Traum von der Liebe gehabt, den ich ihr jetzt erzählte, um die eingetretene Pause des Gesprächs auszufüllen.

Ich war am Quai Napoléon nächst dem neuerbauten Pont Louis-Philipp eines Nachmittags spazieren gegangen, als ich vor der Inschrift eines Hauses stutzte, das mir plötzlich mit großen Buchstaben die Namen Abälard und Heloise vor Augen führte. Mich wundert, daß noch kein Reisender auf dies Haus aufmerksam geworden, das gegenwärtig ein Cabaret für die Weintrinker der Cité ist und in dem jeden Montag, Donnerstag und Sonntag Tanzvergnügen stattfindet. In dieser Stätte aber wohnten vor Zeiten Abälard und Heloise, die zärtlichen Liebenden, denn neben dem Weinschilde liest man die rührende Inschrift: „**Heloise Abeilard habitèrent ces lieux des sincères amants. Modèle précieux. L'an 1118.**“ Ich setzte mich auf das steinerne Geländer am Quai der Seine gerade dem Hause Abälard's und Heloise's gegenüber, und dachte an Abälard und Heloise, an Heloise und Abälard. Ich dachte an die Liebe in unserer Zeit,

an die Romantik der modernen Herzen, die heut noch in Zärtlichkeit für einander schlagen, der Nachmittagssonnenschein brannte mir heiß auf die Schläfe, und mein Geist versank in ein träumerisches Schlummern. Mir träumte, ich sei in einer großen Gesellschaft, von schönen und schöngekleideten Frauen umgeben, aber in meinem Herzen war die Fähigkeit erstorben, sie zu lieben, und ich war mir bewußt, daß meine Sache mit den Frauen vorbei sei, ich fühlte mich glücklich, ohne Wunsch und ohne Hoffnung zu sein. Da erschien Eine, zierlich von Gestalt und anmuthumflossen, deren Glieder in einen herrlichen seidenen karmoisinfarbenen Stoff gekleidet waren. Mir gefiel dieser Stoff außerordentlich, man sah ihm die seltene Güte, das vorzügliche Gewebe an, und ich betrachtete ihn mir lange und mit einem seltsamen, immer steigenden Entzücken. Die alte Sehnsucht erwachte in mir wieder, daß die Seele doch Etwas haben möchte, das sie lieben kann, und das Seidenzeug der hübschen Frau hatte mir es wirklich angethan, ich fing an mich in ihren karmoisinfarbenen Stoff zu verlieben. Er schmiegte sich so schön und elastisch um ihre Glieder, daß mir das Herz vor Wonne schlug, wie ich sie lange nicht mehr gefühlt. Nun sann ich darauf, mir Gegenliebe zu verdienen, denn Eros ohne Anteros ist

Nichts, wie ein Dichter sagt. Ich ging hin und kaufte mir im Palais-Royal eine wunderschöne Weste, diese war auch vom herrlichsten und kostbarsten Stoff, mit Gold durchwirkt, und hatte das geschmackvollste Muster. Nachdem ich rasch meine Weste angelegt, eilte ich auf Flügeln der Liebe in die Gesellschaft zurück und stellte mich vor den Gegenstand meiner Sympathie hin. Und siehe, meine Weste mit ihrem seltenen Stoff flößte der Dame Liebe ein. Was mein Geist, meine Gefühle und Sentiments alle nie über sie vermocht haben würden, das vermochte jetzt meine Weste, sie eroberte mir ein Frauenherz, das in gleicher Sympathie sich mir zuwandte. Unsere Seidenstoffe hatten uns gegenseitig zu einer industriellen Liebe entbrannt, welche mir die romantische an Reiz und Interesse bei weitem zu überbieten schien. Es begann in mir eine neue Aera zeitgemäßer industrieller Gefühle, die mir einen völlig neuen Aufschwung lieh, und ich freute mich, daß die Epoche der Industrie auch in die Liebe eindringe, um ihr eine veränderte Form und Gestaltung zu geben. Wie viel Leiden erschuf sonst der Menschheit die Liebe, mit ihrem unbestimmten, zerfließenden, skeptischen und romantischen Wesen, an dem man sich qualvoll zermarterte. Jetzt, dachte ich, weiß man doch, wie man sich in der Liebe an

ein Bestimmtes zu halten, und die Sympathie der Seelen ist etwas Klares, denn sie besteht entweder aus Seide, Wolle, Kattun oder Leinewand. Vergnügt über diese Entdeckung wollte ich meine neue Geliebte umfassen, als ich von dem Geländer herunterrutschte und fast hintenüber in die Seine gefallen wäre. Ich rieb mir beschämt die Augen, warf noch einen wehmüthigen Blick auf Abälard und Heloise, einen andern auf meine Weste, welche noch die alte und gewöhnliche war, und sah daraus, daß keine Frau etwas von mir zu fürchten hätte, weshalb ich froh und über meinen Traum lachend meiner Wege schlenderte. Jetzt aber vergeben Sie mir meinen industriellen Traum, schöne Miß! Vielleicht in einer halben Stunde werden wir in Ihrem London anlanden und gewiß hat mir die Annäherung der englischen Industrie, diese ganze Atmosphäre, die sich plötzlich um uns verändert hat, jenen vermaledeiten Traum wieder ins Gedächtniß gerufen!

Unser Schiff fuhr eben bei Greenwich vorüber, häuserhohe Kriegsschiffe segelten uns vorbei, und die eigenthümliche mit Steinkohlenstoffen geschwängerte Luft verrieth den Hafen von London und die riesenhafte Capitale selbst. Die Miß aber schien dennoch böse geworden über meinen Traum von der Liebe und verließ mit komischem Zorn die Kajüte,

nachdem sie die noch übrigen Blätter in ihrem Portefeuille, die ich beschrieben, herausgerissen und mir freundschaftlich an den Kopf geworfen hatte. Dann war sie auf das Verdeck geeilt, um die Sonne, die noch mit dem gemilderten Wetter heraufzog, oder ihr nahendes England zu begrüßen. —

5. Trümmer einer Reisephilosophie.

---

1. Heimathlos macht gottähnlich.

2. Auf der Reise wird man gut, weil man das Gute überall findet.

3. Wer wandert, entflieht dem Schicksal, und der Zufall nimmt ihn auf, um ihm die heitern Geheimnisse der Weltregierung zu erschließen.

4. Nur wer den Zufall in der Welt begriffen hat, ist wahrhaft fromm und weiß von Gott. Man soll aber nicht anders als mit Gott reisen.

5. Der Gottlose fühlt sich viel behaglicher in der Heimath als in der Fremde, denn zu Hause hat man beständig Ursache an Gott zu zweifeln, aber in der Fremde stößt man immer auf ihn.

6. Ein Stubenhocker ist der größte Bösewicht.

7. Einem Menschenfeind wird angst auf der Reise und er sehnt sich wieder nach Hause zurück.

8. Nur wer human ist, kann wandern. Für den Unhumanen sieht eine Stadt wie die andere aus.

9. Die größte Merkwürdigkeit an einer Stadt sind ihre Fehler.

10. In Berlin sind die Straßen zu gerade, in Paris zu krumm.

11. In Berlin giebt es keine Natur und in Hamburg keine Kunst.

12. In München liest man siebenfüßige Hexameter in den Arkaden des Hofgartens, und in Leipzig im Rosenthal wachsen keine Rosen.

13. In Rom giebt es einen heiligen Stuhl und in St. Petersburg die Knute.

14. In Nürnberg wird in den katholischen Kirchen protestantisch gepredigt, und in Prag nennt man Toleranz ein Gemisch von weißem Käse und Schnittlauch, gut auf Butterbrot zu essen.

15. Auf dem Jungfernstieg in Hamburg wandeln keine Jungfern, und in Braunschweig, wo noch immer viel Mumme getrunken wird, hängen alle Häuser schief.

16. Was sind Lebenserfahrungen? Wenn man die mannigfaltige Welt durchwandert, sieht man, daß eine die andere ausschließt und aufhebt.

17. Reisen stärkt zur Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit, und macht frisch, diese allgemein nothwendigen Schwankungen des Daseins zu ertragen.

18. Lebenserfahrungen, die man in der Welt erwirbt, sind etwas Großes, aber noch größer ist es, sie zur rechten Zeit wieder zu vergessen und jedesmal von vorn anzufangen, sowie am frischen Morgen der Wanderer die Herberge verläßt, um mit neuer Reiselust, von der Lerche ermuntert und dem Sonnenhimmel vertrauend, in die lustige Ungewißheit des Tages hinauszuschweifen.

19. Das Reisen bringt den Leichtsinn mit sich, den göttlichen, der die Welt zusammenhält, indem er von einer Erfahrung zu der entgegengesetzten übergeht und an beiden sich einen schönen Tag bereitet.

20. Es ist die historische Kraft der menschlichen Individualität, die verschiedenartigsten Dinge aufzunehmen und an ihnen sich zu verändern.

21. Das wahre Leben ruht in der beständigen Kraft der Erneuerung, und den Muth dazu findet man in jedem Wald, den man im Frühling durchwandelt, und in jeder Stadt, wo man unter das Volk sich mischt und es beobachtet.

22. Ein Reisender, der viele Länder und Völker besucht, muß den Sinn eines Talleyrand haben, um wahrhaft zu verstehen und zu genießen.

23. Die Veränderlichkeit der Welt, der Städte, der Völker, der Menschen gründet sich auf eine hohe Naturkraft, die so ursprünglich ist wie die Luft, welche dem Wanderer auf der Landstraße die Wange röthet und erfrischt.

24. Wenn der Abend kommt, befällt den Wandernden vor seiner Herberge ein Gefühl der Heimath, das Aehnlichkeit mit dem Gefühl des Todes hat.

25. In der süßen Pein des unstäten Umherziehens beschleicht ihn der Gedanke der Ewigkeit, die als Keim alle Dinge bewohnt.

26. Schöne Träume steigen herab auf das Lager des Müden, und in der Fremde beglücken ihn die Bilder der Heimkehr.

27. Zum Heimkehren gehört derselbe Frieden und dieselbe Genugthuung, die nöthig sind zum Sterben.

28. Die Trennung ist ein pulsirender Lebensreiz für Alle, die sich lieben.

29. Meistentheils kehrt man zu den Seinigen wieder zurück, um sie zu verlieren.

30. Liebe ist ein guter Reisegefährte, aber ein schlechter Hausgenosse.

31. Eine Geliebte, deren Andenken man mit auf Reisen nimmt, erfährt in uns eine gottähnliche Verklärung ihres Bildes.

32. Sie wird im eigentlichsten Sinne das Ideal, indem sich uns Heimath und Fremde, Wirklichkeit und Traum in ihr vermählen.

33. In fernen Ländern denkt man an sie, und sie erhört den Freund, indem sie ihm erscheint durch den Zauber der Gedanken.

34. Auf dem Nordmeer ereilt Dich ihr lächelnder Blick, während sie zu den Füßen der Aeltern an den Ufern des Rheins sitzt.

35. Wenn man reist, entdeckt man, wie viel Neigung in der Welt zersplittert ist, und aus dem Schornstein jedes Häuschens sieht man den Rauch eines verborgenen Feuers emporschlagen, selten aber erblickt man die Flamme.

36. Auf der Landstraße von der Heimath träumen, ist ächt menschliches Loos.

37. Alle seine Habseligkeiten nutzt der Wanderer am Ende ab, selbst die L i e b e — — (hier beginnt die Zerrissenheit, indem die Miß von hier an das Papier verzettelt hatte).

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mundt, Theodor,

Spaziergänge und Weltfahrten

Bd.: 2

Altona 1838

It.sing. 697 ata-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467603-0